

Harte Steine.

Erzählung von Victor Blüthgen.

Original-Zeichnung von Otto Anille.



1.

Der Schaltbauer in Bermisau war ein glücklicher Mann, soweit ein Mensch glücklich genannt werden kann: denn an kleinen Unfällen und Verdruß fehlt es auch besten Falles in keinem Leben, am wenigsten in einem Bauernleben, wo die gute Laune von so vielem unberechenbaren abhängt: Wetter, Gesinde, Nachbarn — und der Schaltbauer lebte gar im bairischen Hochgebirge, wo immer ein Theil der guten Laune in Gestalt des lieben Viehes zur Sommerzeit auf den gefährlichen Geröllschichten und Abhängen des Gebirgs umherklettert.

Aber der Schaltbauer war ein reicher Mann, und dazu ein angesehen Mann, denn er war Gemeindevorsteher. Und er besaß zwei stattliche Söhne: der eine hatte die reiche Erbin eines Bauernhofes geheirathet, die ihm schon einen munteren Bubens geschenkt hatte, der jüngere, welchen man den Schaltseppel nannte, war beim Vater auf dem Schalthofe und half ihm das Gesinde und die Wirthschaft regieren. Die Unterstützung durch den Seppel war dem Bauern willkommen genug, denn er war schon ziemlich bei Jahren und das Vorsteheramt machte ihm nebenbei gar mancherlei zu schaffen; dazu kam, daß der Schalthof schon lange keine Bäuerin mehr hatte, da die Frau des Schaltbauern wenige Jahre nach der Geburt des Seppel gestorben war. Die alte Wabi, welche an ihrer Stelle im Hofe regierte, that gewiß ihr bestes, aber das Dorfgesinde gewinnt vor seinesgleichen nie den richtigen Respekt, und die Wabi war im Grunde doch auch nur ein Dienstbote.

Der Schaltseppel war der ganze Stolz des alten Bauern; wäre das nicht gewesen, so wären die zwei vielleicht schon manchmal hart an einander gerathen, der Vater und der Sohn, denn sie waren beide aufbrausend und hartköpfig und nicht alles, was der Seppel that, gefiel dem Bauern, wogegen der Seppel wieder keine Vorhaltungen und Predigten vertrat. Aber der Schaltbauer drückte eben gern ein Auge zu angesichts eines Sohnes, welcher unbedingt der hübscheste, kräftigste und schneidigste Bursch

des ganzen Dorfes war. Hochgewachsen und breitschultrig, mit lecker Adlernase und schwarzen Augen, trug er im Gesicht das ganze überlegne Kraftgefühl zur Schau, das ihn durchströmte, gepaart mit dem Vollbewußtsein des reichen Bauernsohnes und gemildert durch eine Beimischung von guter Laune. Seine Muskeln waren wie von Stahl; einen wildgewordenen Stier hatte er einst ganz allein dadurch gebändigt, daß er eines seiner Hörner faßte und das Thier so lange im Kreise um ihn zu toben zwang, bis daß es vor Erschöpfung still stand und jeden Widerstand aufgab; und er liebte es, thörichterweise zuweilen einen Getreidesack zwischen den Zähnen zu packen und die Speichertreppe hinauf zu tragen. Daneben war er der geschickteste Zitherspieler des Dorfes und nie um ein neues Schnaderhupfl in Verlegenheit, wenn sich der Spottvogel in ihm regte. Wäre er nur auch mit dem Herzen ein Capitalbursch gewesen wie er es sonst war!

Er verstand sich auch vortrefflich auf die Handhabung einer Büchse, und diese Geschicklichkeit war es, was dem Alten an seinem Sohne die wenigste Freude machte. Er hätte die Preise, welche der Seppel auf zwei Schützenfesten davongetragen, gern missen mögen; ja es wäre ihm am liebsten gewesen, derselbe hätte vom Schießen soviel verstanden wie die Kuh von der Messe.

Denn wenn der Sohn manchmal Tage und Nächte lang vom Hofe fern war, „auf der Alm droben“, wie er kurz behauptete, so ahnte der Schaltbauer recht gut, was das zu bedeuten hatte. So zerschundene Hände und Kleider holt man sich für gewöhnlich nicht von der Alm, wie sie der Seppel dann häufig heimbrachte! Ganz genau wußten es freilich nur die Gemsen hinter der Teufelswand und in den Schroffen des Schneeflars auf der tiroler Seite, und der alte Semner, der Hannjörg, in der Sennhütte auf des Schaltbauern letzter Alm, daß der stattliche junge Bauer auf des Königs Gemsen wildddieben ging. Denn der Hannjörg hatte ihm das Versteck für die schöne Doppelbüchse aussuchen helfen, und die Gemsen hatten es oft genug spüren müssen, daß ihnen die Kugeln des Schaltseppel gefährlicher waren als die des Forstwarts und des Jagdgehilfen.

Das allerfatalste bei der Sache war für den Schaltbauer, daß er gerade, als obrigkeitliche Person,

einen Sohn befaß, welcher sich über das Gesetz hinwegsetzte und in steter Gefahr stand, eines Tages der strafenden Gerechtigkeit anheim zu fallen. Wie nahe diese Möglichkeit lag, das war ihm jüngst klar geworden, als der Forstwart zu ihm gekommen war und ihm mit dünnen Worten gesagt hatte: sein Sohn schieße Gamsen und er möge ihn warnen, in Tölz gebe es ein Haus mit Gitterfenstern, in welchem schlecht wohnen sei; er werde thun, was seines Amtes sei, wenn er des Seppel in seinem Gehege habhaft werden könne.

Er hatte die Warnung richtig an die Adresse gegeben, und der Seppel dazu ein wenig mit den Mundwinkeln gezuckt und genickt. Der Schaltbauer wußte nur zu gut, daß man eher einem Sperling das Fliegenfangen, als einem leidenschaftlichen Gamsjäger das Wildern abgewöhnen kann, und das Kopfnicken des Burschen hatte für ihn durchaus nichts beruhigendes.

Das war die Wolke, die beständig drohend über dem Schalthofe hing. Und eines Tages flog der Donnerkeil aus ihr nieder.

An einem Spätherbstabend war der Schaltbauer unruhiger als gewöhnlich vom Felde heimgekehrt und hatte die alte Wabi kurz gefragt, ob der Seppel noch nicht zurück sei. Auf ihr kopfschüttelndes Nein war er auf ein Schöppchen zum Klammwirth hinauf gegangen und saß dort schweigend unter schwatzenden Bauern. Der Seppel befand sich nun bereits den dritten Tag „auf der Alm“, und es lag dem Alten ein Druck auf der Brust, so daß er den Gedanken, es müsse dem Burschen etwas zugestoßen sein, nicht aus dem Kopfe schlagen konnte.

Da hörte er plötzlich die Stimme der Wabi draußen, die nach ihm fragte. Er war ordentlich blaß geworden, als er aufstand und hinaus ging.

„Geh' langsam voraus,“ sagte er mit erzwungenem Gleichmuth zu der Alten, „ich hole dich ein.“

Dann zog er sein lebernes Beutelschen und zahlte ohne eine Spur von Eile die Zechen.

„Wabi, was ist's?“ fragte er draußen die Wirthschafterin. „Ich mein' fast, der Seppel ist gekommen, und das Mal nicht allein!“

„Ach Schaltbauer, es ist an dem,“ wehflagte die Wabi; „der Förster ist mit ihm und sein Gehilfe, und die haben gespannte Gewehre im Arm; so haben sie ihn eingebracht, und ich mußte ihnen die Thüren aufmachen. Im Dorfe weiß schon alles, daß der Seppel wegen Wilddiebens eingebracht ist. Eine Schand' ist's von dem Förster, daß sie ihn so wie einen Vagabunden und Strolch die Straße her

transportirt haben! Ich hab's ihnen in's Gesicht gesagt!“

„Red' nicht mehr,“ warf der Schaltbauer hastig heraus.

Und die beiden gingen stumm neben einander.

Vor dem Schalthofe hatte sich allerlei Volk angeammelt, das murmelnd auseinander trat, als der Bauer hindurch schritt. Drinnen warf eine Küchenlampe ihr spärliches Licht vom Tische her in die dunkle Bauernstube und auf den altergebräunten Hausrath, der da herum stand, und zeigte dem Ankommenden nicht eben deutlich die Gruppe der drei Männer, welche dort saßen: den griesgrämigen Forstwart, den jugendlichen, etwas verlegen dreinschauenden Gehilfen und den Seppel, welchem seine redenhafte Kraft gegenüber den verhängnißvollen winzigen Gewehrläufen, die auf ihn gerichtet waren, nicht das mindeste nützen konnte, und der in düsterer Verbissenheit gewartet hatte.

Als die hohe, grauköpfige Gestalt des Schaltbauern in der Thür erschien, blickten die drei zugleich auf.

„Hier ist Euer Sohn, Schaltbauer,“ sprach der Forstwart, sich erhebend. „Ich übergebe ihn an Euch von Amtes wegen, bis die Gendarmen ihn abholen werden, nach denen ich geschickt habe; vor morgen früh können die nicht hier sein und ich kann ihn bis dahin im Forsthause nicht sicher verwahren.“

„Wessen wird mein Sohn bezichtigt?“ fragte der Schaltbauer, dessen bebende Lippen ihm anfangs den Dienst versagen zu wollen schienen. „Habt Ihr ein Protokoll?“ „Nein,“ war die Antwort, „aber wenn Ihr nichts dagegen habt, so werde ich hier etwas niederschreiben. Euer Sohn ist von uns er tappt worden, als er die zwei Läufe einer Doppelbüchse jenseits der Teufelswand auf Gamsen abschöß, und muß dieserhalb an das Landgericht abgeliefert werden.“

„Wabi,“ rief der Bauer zur Thür hinaus, „hol' mir von drüben Feder, Tinte und einiges Papier für den Herrn Förster.“

„Sie haben mich beschlichen wie einen Fuchs,“ sagte der junge Bauer zornig, „und ich Narr hab' meine letzte Kugel verschossen,“ statt lieber noch einmal zu laden.“

„Scheu dich der Sünde,“ brauste der Schaltbauer auf; „hättst lieber noch einen Mord dazu begangen, daß die Schande für den Schalthof noch größer geworden wäre.“

Der Seppel blickte ihn erstaunt an. „Wenn Ihr so denkt — —“ sprach er halblaut. Er senkte

den Kopf, daß man fast nichts davon sah als die schwarzen krausen Haare.

Die Wabi brachte das verlangte und schritt mit einem mitleidigen Blick auf den Burschen wieder hinaus. Während der Forstwart schrieb, ging der Schaltbauer zum Fenster und sah durch die Scheiben. Er blickte nicht nach den Leuten draußen, er wollte bloß ruhig werden und sein Gesicht nicht sehen lassen.

„So,“ sagte der Forstwart.

„Warum habt Ihr ihn mir gebracht, mir meinen eigenen Sohn, daß ich ihn für die Gendarmen aufhebe?“ wandte sich der Schaltbauer herum, und in seiner Stimme klang die ganze gewaltige Aufregung, die er eben hatte bemeistern wollen.

„Ihr seid ein vernünftiger Mann, Schaltbauer,“ antwortete der Forstwart, „Ihr werdet mir glauben, daß ich mir in meiner Seel' nicht anders Rath wußte. Das hier ist der nächste Ort, wo ich Euren Sohn unterbringen kann, zudem wollt' ich nicht, daß er ohne Abschied von Euch müßte, und von Euch kann ich am sichersten erwarten, daß Ihr ihn nicht auskommen laßt, denn wenn er auskommt, schiebt man's Euch in die Schuhe und das kann Euch schlecht bekommen.“

Was der Mann da sagte, war alles richtig, alles vernünftig; aber dem Schaltbauern wollte es doch nicht in den Sinn, daß man ihm, dem Vater, die Verantwortung dafür zuwies, daß sein Sohn richtig in das Gefängniß abgeliefert würde. Es dünkte ihn unmenſchlich.

„Gott erspare Euch und Euren Kindern eine ähnliche Versuchung,“ sagte er endlich. „Ist Euch etwas zu essen gefällig, Herr Förster, oder Eurem Junker da? Nicht? Oder wenigstens ein Gläschen Enzian oder Vogelbeer?“

Der Förster schüttelte den Kopf. „Gut' Nacht, Schaltbauer, und tragt mir's nicht nach, daß ich that was meines Amtes ist.“

„Behüt' Gott,“ war die Antwort. „Wer ein Amt hat, muß seiner warten.“ Und als er die beiden Jäger aus der Thür entlassen, rief er hinaus: „Wabi, hol' den Gemeindepfleger und den Guggelhans, den Nachtwächter.“

Jetzt war der Schaltbauer mit seinem Sohne allein in der Stube.

„Was soll geschehen, Vater?“ fragte der Seppel.

„In's Spritzenhaus laß' ich dich sperren über die Nacht,“ sagte der Bauer halb zornig, halb bekümmert.

„Ist das Euer Ernst, Vater? Wollt Ihr mich wirklich nicht auslassen, daß ich die Schand' habe und vor das Gericht komme?“

„Hättst dir das früher bedenken sollen, in was für Noth du dich und mich bringen würdest. Der Förster hat dich mir übergeben von Königs und Rechts wegen, und ich bin eine geschworene obrigkeitliche Person und brech' meinen Eid nicht, und wenn dir's an Kopf und Kragen ginge.“

„So,“ schrie der Seppel und stand mit brennend rothem Gesicht und glühenden Augen auf, „dann will ich mir selber helfen, daß ich auskomme. Gebt Raum, Vater, oder ich erzwing' mir's mit Gewalt.“

„Thu's, wenn du das Herz hast,“ sagte der Schaltbauer und die Hornader auf seiner Stirn schwellt' sich auf. Er drehte sich zur Thür um, schloß ab und steckte den Schlüssel zu sich. „Nun komm her und brauch' an deinem leiblichen Vater Gewalt, daß du den Schlüssel gewinnst.“

„Ihr seid nicht mein Vater!“ fuhr der leidenschaftliche Bursche auf. „Das kann ein Vater an seinem Sohne nicht thun, was Ihr thut. Laßt mich aus oder Ihr seht mich nachher nimmer wieder!“

Der Zorn des Bauern wich hier wieder tiefem Schmerze.

„Seppel, red' nicht so. Ich hab' dich allezeit lieb gehabt, nur zu lieb, denn ich hab' dich in allem gewähren lassen um nicht mit dir streiten zu müssen. Und nunmehr gäb' ich wer weiß was darum, daß ich dich frei machen könnte; aber meine Rechtschaffenheit in Amt und Eid geb' ich nimmer. Versprich mir, daß du auf dich nehmen willst, was du verdient hast mit deinem sakrischen Geschieß. Es geht mehr als ein reicher Bauer umher im Gebirg, der wegen dem geseſſen hat, und keiner wirft's ihm vor.“

„Auch noch,“ lachte der Seppel bitter; „ich werb' mir gleich selber die Händ' und Füß' binden. Das glaubt nur nicht, Schaltbauer; wenn ich einen Thürriegel frei habe, so sehe ich zu wie ich hindurch schlupfe.“

Der Bauer ging tiefsinnig auf und nieder, während der Seppel sich trotzig wieder setzte. Man konnte deutlich hören, wie die Leute draußen vor den Fenstern murmelten und schwagten. Zuweilen gab es ein leises Klirren am Fenster, wenn ein Neugieriger in die Stube zu spähen versuchte.

Die gerufenen klopfen endlich draußen und der Schaltbauer nahm den Schlüssel und öffnete ihnen.

„Ich wollt' Euch bloß bitten, daß ihr mir den da helft in's Spritzenhaus bringen, denn ich trau' mir nicht es allein zu bewerkstelligen. Der Guggelhans soll die Nacht davor Wache stehen und morgen früh kommen die Gendarmen.“

Die beiden Ankömmlinge standen einen Augen-

blick stumm; dann trat der Gemeindepfleger zum Schaltbauer und sprach leise etwas, worauf der den Kopf schüttelte.

„Es geht nicht,“ sagte er; und laut fuhr er dann zum Seppel gewandt fort: „Läßt du dich freiwillig hin bringen und versprichst, unterwegs nicht zu entlaufen oder — — soll ich mir ein Gewehr holen lassen?“ Das letzte brachte der unglückliche Vater kaum über die Lippen.

Der Seppel schien sich jetzt doch in den Ernst der Lage zu finden. Er wurde ein wenig blaß und sprach: „Ich versprech' mich einschließen zu lassen.“

Der Schaltbauer nickte: die schwerste Last war ihm vom Herzen gefallen. „So kommt, daß ein Ende wird.“

Er ging voraus, den Schlüssel zum Spritzenhaus zu holen, und trug der Wabi auf, sie möchte dem Seppel zu essen und zu trinken nachbringen.

In der Menge draußen wurden, als sie hindurchschritten, ein paar Zurufe laut, welche den Gefangenen aufforderten zu fliehen; niemand beachtete sie. Schweigend langte alles beim Spritzenhause an, zugleich mit der athemlosen Wabi, welche einen Korb voll Speisen und Flaschen schleppte.

„Behüt' dich Gott, Seppel,“ sagte der Schaltbauer mit unsicherer Stimme, als die alten Thorflügel knarrend aufgingen. „Füg' dich in dein Schicksal; ich hab' nicht anders handeln können.“

Er hielt dem Seppel die Hand hin. Aber der that, als sähe er die Hand nicht, und trat, ohne sich um irgendwen zu kümmern, in das Dunkel des Schuppens. Die Wabi setzte ihren Korb hinein, und die kreischenden Thorflügel schlossen sich.

„Gebt wohl Acht, Guggelhans,“ wandte sich der Schaltbauer im Gehen ernst an den Wächter. „Laßt Ihr ihn aus, so verliert Ihr Euren Posten.“

Die Leute verloren sich und es wurde einsam bei dem kleinen, verfallenen Spritzenhäuschen. Nur der Guggelhans ging, den Spieß in der Hand, beim Schein seiner vor dem Thor stehenden Laterne auf und ab.

„Guggelhans,“ sagte es in dem Spritzenhaus.

„Was soll's, Seppel?“ antwortete näher tretend der Wächter. „Es ist mir lieb, wenn du ein Bißel mit mir redst, daß die Langeweile mich nicht umbringt. Wie bist du denn in das Unglück gefallen?“

„Wie soll's gekommen sein? Die beiden Jäger haben mich schon eine Weil' her auf dem Strich gehabt, und ich war das Mal zu hitzig und hab' mich nicht recht umgeschaut. Ich steh' hinter der Teufelswand, hart über dem Heulax, und seh' drunten ein Rubel Gamsen; ich ziel, bis mir der eine Bock

zum Schuß kommt; aber wie ich losdrücke, springt er auf die Seite, da geb' ich ihm den zweiten Lauf, daß er genug hat. „Gut getroffen,“ sagt's hinter mir, und wie ich mich umdreh', steht der Förster und der Grashüpfer von Gehilfe da, und beide auf mich im Anschlag. Nun muß' ich mich todt schießen lassen oder mitgehen.“

„Eine schlimme Sache das, Seppel. Mich wundert's doch, daß dein Vater so herb thut, als läge ihm wunderswas daran, daß der Herr Landrichter deine Bekanntschaft macht.“

„Oh, merkst du nichts?“ sprach der Seppel. „Er muß natürlich so thun, damit keine Schuld auf ihn fällt, wenn ich frei komme. Aber er gäbe ein schön Stück Geld darum, wenn du mir davon helfen möchtest.“

Der Guggelhans kraute sich hinter den Ohren. „Es kostet mich meinen Posten, hat er gesagt — ich wag's nicht, Seppel; mit dem schönen Stück Geld das könnte auch anders kommen.“ Und er ging ein Stück von dem Spritzenhause fort und setzte sich auf einen Stein, um die Stimme des Versuchers nicht zu hören.

Es war so still im Dorfe; höchstens daß man dann und wann das verschlafene Bellen eines Hundes vernahm. Die Nachtlust wehte kühl vom Gebirge herab, und der Guggelhans wickelte sich tiefer in seinen Mantel, und als es ihm so recht warm um das Gesicht wurde, sanken ihm die Augen und er nickte ein wenig. Und endlich schlief er ein. — —

Plötzlich fühlte er, daß sich etwas weiches in seinen Mund bohrte und daß etwas an seinen Händen herum wirthschaftete. Er riß die Augen weit auf: da war die Laterne erloschen, im Dunkeln erkannte er weiter nichts als ein paar Männergestalten, die einen damit beschäftigt, ihm die Hände und Füße zu binden, die anderen am Thor des Spritzenhauses sägend. Sein Schreien erstickte in einem Tuche, welches man ihm in den Mund gesteckt hatte.

Als der erste Schrecken vorüber war, begriff er, daß es sich hier jedenfalls um eine Befreiung des Gefangenen durch einige Kameraden handelte. Er fügte sich in sein Schicksal, indem er sich sagte: als gebundenem und geknebeltem Manne werde ihm keine Seele die Schuld für die Entweichung des Seppel beimeessen. Wenn derselbe auf diese Weise frei kam, so konnte ihm das nur lieb sein.

Das Schloß war bald herausgesägt, und da stand nun der Schaltseppel und umarmte mit unterdrücktem Jauchzen seine Ketter nach einander.

„Fort nur, daß du über die Grenze kommst,“ flüsterte einer der — wie es dem Guggelhans jetzt

bedürken wollte — vermummten, „in vier Stunden kannst du auf der Höhe sein. Hier hast' einen Alpstock, daß du rascher steigen kannst.“

„Will's Gott, so vergelt' ich euch das einmal. Ich muß freilich mein Glück erst machen in der Fremde, ehe ich wieder kommen kann, und muß erst die Verjährung abwarten.“

„Wenn du deinem Vater eine Bestellung willst ausrichten lassen, müßtest du's durch den Hannjörg auf eurer Alm oben thun, oder noch einfacher durch den Guggelhans dort, denn wir müssen sicherheits- halber aus dem Spiele bleiben.“

Der Schaltseppel lachte zornig auf. „Von meinem Vater sag' ich mich los. Ich mag von ihm nichts mehr haben noch wissen. Das hätt' ich nimmer gedacht, daß der einmal so an mir handeln könnte. Aber den Lenz, meinen Bruder, grüßt mir schön und sagt ihm, wenn ich, was Gott verhüt', einmal als Lump zurückkäme, so möcht' er mir für mein Erb' ein Plägel an seinem Ofen gönnen.“

„Deinem Vater brauchst' nicht so gram zu sein,“ warf einer der Vermummten hin; „er hat schon recht'schaffen gehandelt.“

„Macht ein End,“ mahnte ein ungeduldiger.

Der Flüchtling bog rasch um die Ecke des Spritzenhauses, die dunklen Gestalten der Helfer verschwanden mit möglichst leisem Tritt auf der andern Seite. Wieder war vor dem Spritzenhause nichts lebendiges mehr zu spüren als der Wächter, der nun freilich nichts mehr zu bewachen hatte. Der Guggelhans lag ganz ruhig und ließ sich's gar nicht einfallen, wegen Freikommens aus seinen Banden irgend welche Anstrengungen zu machen.

Die ersten Feldgänger, welche in der Frühe daher kamen und sich nicht wenig wunderten, den Alten wie ein Wickelkind mit einem Lutschbeutel im Munde vor dem Spritzenhause liegend zu finden, erlösten ihn. Während der Guggelhans zum Schaltbauern ging, sorgten sie dafür, daß die willkommenene Neuigkeit von der Befreiung des Schaltseppel rasch im Dorfe umging.

Der Schaltbauer ward durch die Erzählung des Wächters, wie sehr diese anderseits seine Brust erleichterte, nicht wenig erbittert. Er gehörte zu den nicht eben zahlreichen Gemeindevorstehern im Gebirg, welche hohe Stüde von ihrem Amt hielten, und es lag nur zu nahe, was schon der Forstwart ausgesprochen, daß man den Verdacht wegen Ermöglichung der Flucht ihm zuschieben, daß man ihm Vertrauen und Amt entziehen würde. Und was das schlimmste war: der etwas geschwähige Guggelhans hatte ihm

die letzten Reden seines Sohnes nicht verschweigen können. Der von ihm vergötterte Seppel, der erst Schmach und Schande über ihn gebracht, kümmerte sich wenig um die Seelenqual, die ihm der Kampf zwischen Vaterliebe und Pflicht verursacht hatte, und sagte sich von ihm los, weil er es vorgezogen hatte seinen Eid nicht zu brechen!

„So mag der Bub' laufen, wohin er will,“ murrte der gereizte. „Nicht ich bin es, der ihn aus meinem Hause herausgerissen hat.“

Er schrieb die Ausagen des Wächters nieder und legte das Protokoll zu demjenigen des Forstwarts. Die Gendarmen hatten sich Zeit genommen; sie langten erst bei hellem Tage an und verzichteten auf die Verfolgung.

„Sie nutzt nichts,“ sagte der eine; „er ist gewiß schon im Tirolischen und da haben wir nichts zu suchen.“

Sie aßen und tranken tüchtig, was der Schaltbauer ihnen vorsezte, nahmen die Schriftstücke und setzten sich wieder auf ihre Pferde. Zum Abschied zwinkerten sie dem Bauern mit den Augen zu und strichen sich die Schnauzbärte.

„Wir gratuliren Euch, Schaltbauer,“ nickten sie. „Vielleicht glückt es ihm.“ Und dort sprengten sie hin.

„Da haben wir's,“ brummte der und ballte die Faust, „das sind schon die ersten, die da meinen, ich habe ihn auskommen lassen!“ —

Zur selben Zeit scholl hoch oben im Gebirg, bei dem schwarzgelben Gränzpfahl, ein Zauchzer in die blaue, klare Bergluft, daß alle Echos in den nackten, zerrissenen Schluchten der Teufelswand lebendig wurden. Ein paar Alpenkrähen flogen kreischend auf und aus der Klamm fauste ein Steinadler hervor und schwebte in schön geschwungenen Spiralen himmelan.

Neben dem Gränzpfahl lag der Schaltseppel, der den Zauchzer ausgestoßen hatte, auf den Knien, den breitkrämpigen Hut schief in das Gesicht gedrückt, und streichelte das schwarz-gelbe Holz wie ein Kind.

„O du herziger, dürrer Gesell,“ sagte er mit bitterem Lachen, „du bist mir ja jezt das liebste auf der ganzen weiten Welt. Ich möcht' dich in Gold fassen und in einen Glaschrank setzen, daß nicht Regen noch Schnee mehr an dich kommen kann.“

Und dann stand er trotzig auf und sang in das Bairische hinab:

„An Sträßeln da fecht's nicht
Für Fäß' und für Karr'n,
Und ein Vaterland, das mich einfangt,
Ist mir alleweil ein Schmarr'n.“

Und mitten in dem Jodeler, den er hinterdrein zog, brach er plötzlich ab und fing auf's neue an zu singen:

gut, daß sein Vater gehandelt hatte, wie er als recht-schaffener Mann handeln mußte. Aber er wollte nichts davon wissen. Damit er einen Trumf gegen



„Sicht ein Rab' in dem Nest,
Wirft sein Junges heraus:
Doch der Seppel ist flügg'
Und der macht sich nir d'raus!“

Troßige Menschen reden sich leicht im Groll gegen jemand ein, daß derselbe ihnen gerechte Ursache zum Zorn gegeben habe, wie sehr auch ihr Herz dagegen sprechen mag. Der Schaltseppel fühlte recht

sein Gewissen auszuspielen habe, das ihn schuldig sprach wegen des Kummers und der Sorgen, die er dem Vater gemacht, mußte dieser nun gegen ihn sich vergangen haben und seine bittersten Vorwürfe verdienen.

Der Schaltseppel legte sich in das Gras. Eine unwiderstehliche Müdigkeit überfiel ihn und er schlief

in den Vormittag hinein. Endlich erwacht, verließ er die Gränze, hinter der er vorläufig gegen eine Verfolgung gesichert war, und stieg bei erster Gelegenheit von der Höhe in die Klamm hinab, wo der gewöhnliche Ueberstieg in das Tirolische hinlief. Dort führte der gesprengte Gebirgspfad schmal längs der steil aufstrebenden Felswand; links gähnte ein Abgrund, bergtiefer, mit einem schäumenden Bergwasser auf dem Grunde, an den schmalsten Stellen schützte ein dürftiger Bretterzaun vor Schwindel. In behaglichem Schritt ging er, die Pfeife im Munde, den sonnigen Vormittag über durch die Gebirgswildniß. Er wußte schon, wohin er ging, nämlich zunächst zu einer Muhme, die zu Altkirch im Tirolischen drunten einen Hof besaß und für eine Wittwe wacker genug wirtschaftete. Gegen Mittag hatte er das Altkircher Thal unter sich und der Rauch, der aus den weißen Häusern von Altkirch aufstieg, hielt mit seinem leeren Magen aus der Ferne zärtliche Zwiesprach. Er hatte zwölf Stunden lang nichts zu sich genommen, und erst drei Stunden später betrat er den Hof seiner Verwandten!

„Muhme Gundel,“ sagte er gleich nach der ersten Begrüßung zur Bäuerin, „ich bin vor den Gendarmen ausgekommen, daß Ihr's nur wißt. Macht nicht so ein erschrecktes Gesicht, ich hab' keinen Mord ausgeführt an einem Menschen, sondern nur an einem Gamsbock, und dabei haben mich die Jäger erwischt.“

„Jesus Maria, das Unglück! Weiß denn dein Vater darum?“

„Den laßt aus dem Spiel; der hätt' mich am liebsten selber gebunden und zum Landrichter gefahren. Ich hab' nicht lange Zeit zu veräuern, Muhme; wenn Ihr mir eine Lieb' anthun wollt, so gebt mir zu essen und nachher hundert Gulden — damit schau' ich, daß ich weiter komm'.“

„Ja, ja, recht gern; aber wo denkst du denn, daß du bleiben willst?“

„Im Schweizerischen, mein' ich. Da verstehn mich die Leut', und die Berge sollen dort so hoch sein wie bei uns. Wenn ich nur erst drüben bin, nachher will ich mir schon forthelfen.“

Ein paar Stunden später war der unermüdete auf dem Wege nach der Schweiz und nahm das Versprechen der Muhme mit: niemand solle durch sie erfahren, wohin er sich gewendet.

2.

Jahre waren seitdem vergangen, und wieder war es Spätherbst.

Auf der letzten Alm des Schaltbauern schien

die Nachmittagsonne noch, während Vermisau drunten schon im Schatten lag. Um die Sonnhitte mit dem Kuhstall und dem Heustabel daran weideten wohlgenährte Kühe und meckernde Ziegen die niedrigen Gräser ab, aus denen der süße Duft würziger Kräuter aufstieg.

Wie kühl die Luft schon wehte, wie winterlich frisch! Der warme Athem der Thiere dampfte.

Kein Mensch war draußen zu sehen. Die einzigen, die augenblicklich auf der Alm anwesend waren, befanden sich im Kaser, der Hütte, drinnen, in dem großen Hauptraum, welcher der Milchverarbeitung diente. Es war der Hannjörg und eine Dirne.

Der Alte saß auf einer Bank beim Herde, auf dem ein helles Feuer loderte, hielt die Pfeife mit dem Maserkopf im Munde und sah nachdenklich aus dem gefurchten, von der Flamme dunkel gerötheten Gesicht in die Gluth hinein, während die Dirne auf dem Estrich kniete und Gefäße scheuerte.

Eine Weile schwiegen die beiden; nur der scharrende Ton des Scheuerwisches und zeitweilig das Läuten von Kuhglocken, das Brüllen eines Kindes oder Ziegemedecker störten die Stille. Endlich hörte die Magd einen Moment auf, trat in die Thür und spähte, eine Hand über den Augen, die Alm hinab.

„Kommen sie noch nicht, Evi?“ fragte der Hannjörg.

„Ich mein', ich sah' Leute bei der tiefen Alm drunten,“ war die Antwort.

„Ich thu' schon gut und laß' das Vieh in den Stall ein, es wird schon zu kalt,“ sprach der Alte. „Mach daß du mit Putzen fertig wirst und richt' nachher zu essen. Wenn sie bei der tiefen Alm sind, nachher sind sie in der halben Stunde oben.“

Die Dirne trat zurück und ließ ihn hinaus, und er schritt um die Hütte zur Stallthür, um sie zu öffnen.

Er achtete nicht auf die Tritte, die hinter ihm schollen, als er nach dem Miegel griff; es war ihm, als könne niemand daherkommen außer die Evi. Aber plötzlich packte eine kräftige Faust seine Schulter und er hörte eine Stimme sagen: „Grüß' dich Gott, Hannjörg.“

Wie der Blitz fuhr er herum.

„Herrgott, der Seppel, unser Seppel! — bist du's wirklich oder dein Geist?“

„Wahr und wahrhaftig bin ich's,“ sagte der junge Bauer, der da vor ihm stand, den Alpstock in der Hand und die Bade übergeworfen, und ihm die Hand hinhielt. Es war in der That der Schaltseppel, aber kräftiger und größer noch wie vordem,

und er sah aus, als wisse er nicht recht, ob er lachen oder weinen solle. Und der alte Mann nahm die sehnige, braune Hand des Seppel mit seinen beiden Händen und drückte sie zitternd wieder und wieder.

„Daß ich das erlebe!“ stammelte er; „ich hab' schon gedacht, das werde mein letzter Abstieg von der Alm sein, den wir morgen halten werden, aber jetzt hab' ich Kraft, noch zehn Jahre auf der Alm zu hausen. Wo kommst' denn her, du Allerwelts-läufer du? deine Sach' ist doch noch nicht verjährt?“

„Ich hab's nimmermehr aushalten können in der Schweiz. Gut ist mir's nicht gegangen bei den Schweizerischen, das kannst du dir denken; ich hab' alleweil einen Dickkopf gehabt, und es thut nicht gut, wenn ein rechter Bauernsohn dienen geht. Da hab' ich mir gedacht, ich könnt' mich jetzt schon daher in das Tirolische wagen, daß ich wenigstens ein paar-mal im Jahre heimlich aufsteigen könnt' und einen Blick in's Bairische thun, wo ich daheim bin. Ach, Hann-jörg, es ist doch nirgendwo so wie daheim, und wenn mich die Blauröck' jetzt auch einfangen möchten, ich ging' nicht wieder so weit fort.“

„Jesus Maria, die Freud', die Freud',“ murmelte der Alte vor sich hin. „Ich glaub' auch, daß du im Tirolischen wohl sicher bist, wenn du dich vorsichtig hältst. Wo hast' denn jetzt deinen Unterstand?“

„Bei der Muhme in Altkirch. Ich spiel' da den Senner schon ein Jahr lang, aber sie hält mich wie ihren Sohn.“

„Ich seh's,“ nickte der Hannjörg und tastete leise über das saubere Hemd auf der Brust des Seppel, „recht wie ein reicher Bauernsohn siehst du aus. Aber was ich sagen wollt': dein Vater wird bald hier oben sein mit dem Gesind'. Morgen früh wollen wir absteigen und sie bleiben die Nacht auf der Alm. Willst' ihn denn abwarten?“

Die Stirn des Burschen verfinsterte sich und er stand einen Augenblick unschlüssig.

„Sehn möcht' ich ihn schon, wie er jetzt ausschaut, aber daß er's nicht merkte. Ich red' kein Wort mit ihm und kenn' ihn nicht mehr, das steht fest.“

„Hu!“ machte der Senner. „Der Boden auf dem Rasen ist schon leer, wenn du da hinauf steigst und die Nacht bleiben willst, kannst du durch die Lücke nieder sehen. Es wird dich niemand droben stören.“

„Wie sieht's denn sonst im Schalthof, und was macht der Lenz, mein Bruder?“

„Der Lenz?“ fragte der Alte. „Wißt ihr das

nicht in Altkirch, daß der voriges Jahr mit seiner Frau an der Seuche gestorben ist?“

„Herrgott, der Lenz ist todt?“ fuhr der Schalthof auf.

Der Schmerz und Schrecken des jungen Mannes machte den Alten auf ein paar Sekunden stumm. „Ja ja,“ fuhr er endlich fort, das hat dem Bauern auch einen harten Stoß gegeben; er sieht gar nicht gut aus. Erst hat er lange gebraucht, bis er's verwunden hat, daß du fortgegangen bist und daß sie ihm nachher soviel Scherereien gemacht und zuletzt gar das Vorsteheramt auf den Rottenhofer übertragen haben — er ist darum Gift und Galle auf dich — —“

Er horchte. Tiefer von der Alm her scholl ein langgezogenes Sauchzen und die Sennerin in der Hütte antwortete in derselben Weise.

„Komm schnell,“ sagte hastig der Hannjörg, „sie werden bald da sein. Heilige Mutter Gottes von Zell, und ich hab' das ganze Vieh noch draußen —“

Er stieg mit dem noch unentschlossenen Seppel eine Holzterrasse aufwärts zu einer Galerie und halbe rasch eine Thür auf. „So,“ sprach er, „du weißt ja die Gelegenheit; ich mach' schon zu hinter dir.“ Er schob den Burschen in das Halbdunkel, der Haken klappte — und bald darauf hörte der Schalthof, wie die brüllende Herde in den Stall trottete.

Da stand er nun, der heimlose Flüchtling, an einer Stelle, wo er hätte daheim sein können! Gar wunderbar regte es sich in der breiten Brust drinnen; aus dem alten Brettwerk, aus den Dachsparren und Schindeln wehte ein Heimathdust ihn an, der tausend Fäden der Erinnerung lebendig machte, und sein Herz begann zu beben, wie er nie gedacht hatte daß es beben könne.

Er kannte jeden Winkel dieses Bodens. Einen Theil dieser Dachsparren hatte er selber neu einge-zogen und wie oft den Schindelpanzer ausgebeffert! Auch der Verschlag dort beim Schornstein war sein Werk, ein Versteck für gelegentliche Jagdbeute.

Er stellte den Alpstock in die Ecke beim Schornstein und lehnte sich mit gekreuzten Armen gegen letzteren, dem Stimmengewirr lauschend, das durch das lockere Gefüge des Fußbodens herauf drang. Bei der Lücke drüben mußte jedes Wort zu ver- stehen sein.

Für jetzt interessirte ihn eine Kinderstimme, die sich draußen unter der Galerie mit dem alten Hann-jörg unterhielt. Er fragte sich, wer das sein könnte, und kam endlich zu der Entscheidung, daß es ein Kind seines verstorbenen Bruders Lenz sein müsse. Aufmerksam hörte er zu.

„Hannjörg, ist es weit bis zu dem Adlerhorst?“
 „Nicht gar weit, Seppi; die Klamm da hinunter und eine Viertelstunde den Weg hinauf.“

„Kommst' mit, Hannjörg? Bringst' mich hin? Es ist noch nicht gar spät und der Großvater hat mir's versprochen, daß ich es sehn soll.“

„Bist' närrisch, Bub'? Was siehst' an dem Horst? Wenn ich dich hinbringe, ist's so dunkel, daß ich dir aufbinden könnt', ein Fleck Almräuschkraut das wär' das Nest. Und die Adler sitzen auch schon drin und schlafen.“

„Am Ende sehn wir doch noch was; wenn du einen Stein hinauf wirfst, fliegen die Adler aus. Ich geh' zum Großvater und frag' ihn.“

Der Knabe lief fort und der Alte lachte. „Glaubt der Bub', ich könnt' mit einem Stein in den Adlerhorst hinauf werfen!“

„Der Seppi,“ murmelte der junge Bauer droben mit feuchten Augen, „dem Lenz sein Seppi, mein Taufpater, den sie nach mir genannt haben! Wann ich den Buben nur einmal sehn möcht'!“

Und der Bube kam jubelnd zurück: „Ich darf, ich darf!“ Und der alte Hannjörg brummte etwas und führte ihn in die Klamm hinab unter den Adlerhorst. —

Ruhglocken-Läuten, Thierstimmen und schwagende Menschen unten in dem Kaser. Die Viertelstunden verrannen dem Schaltseppel wie Minuten. Eine Zither fing an zu klingen und es wurde gesungen. Immer wehmüthiger ward dem einsamen, fremdgewordenen in dem öden Gelaß. Und als der Knabe mit seinem Führer zurückkehrte, und als sein helles Geschwäg sich in die murmelnden Stimmen und das Lachen der anderen mischte, da hielt es der Seppel nicht mehr aus bei seinem Schornstein; er zog vorsichtshalber seine Altpschuhe aus, stellte sie in den Verschlag und schlich an die Luke hin. Dort fiel Licht durch eine breite Ritze, und durch die Ritze blickte jetzt in tiefer Erregung der junge Bauer auf die Gruppe, die um den Herd her saß. Alle sah er sie, die Wabi, den derben, blondhaarigen Buben mit den schwarzen Knieböschchen von Gamsleder und den grünen Wadenstrümpfen, und da saß auch der Schaltbauer, mit der kurzen Pfeife zum Feuer hin gebückt. Wie weiß sein Kopf geworden war!

„Trauer macht alt,“ sagte eine Stimme im Schaltseppel, und es fuhr ihm etwas feucht in's Auge, das wischte er ab, aber es half nichts, wie oft er wischte. Ein tiefes gewaltiges Heimweh fiel ihn an. Er legte sich lang auf die Bodendielen, stützte den Kopf in die Arme und sah unverwandt durch die Ritze hinab.

Deutsche Jugend. XII.

Wenn sie wüßten, wer jetzt hier oben über ihnen läge!

Das Herdfeuer brannte endlich nieder und der Bauer klopfte seine Pfeife aus. „Sucht euch ein Plagel und geht schlafen,“ hörte ihn der Lauscher sagen. „Die Wabi mit dem Buben schläft in dem Kreister nebenan; holt euch Heu daher oder geht gleich in den Stadel selber schlafen. Ich werd' mit dem Hannjörg noch einen Umgang thun und nachschauen, ob alles in Ordnung ist.“

Der Seppel stand auf. „Ich wollt', der Hannjörg wäre so gescheut und brächt' mir auch etwas Heu zum Liegen herauf,“ dachte er. Und er schlich sich wieder zum Schornstein zurück.

Eine Weile stand er, da fuhr er plötzlich zusammen. Er hörte den Niedbauer mit dem Hannjörg zur Galerie herauf steigen. Im Nu war er über den Verschlag hinweg gestiegen und hatte sich zusammengefauert an die Bretter gedrückt, und hier erwartete er mit Herzklopfen das kommende.

„Es ist alles leer, Bauer,“ sagte der Hannjörg draußen und klapperte an dem Haken, als sei der angelöthet.

„Thust ja gerad', als ob du was darin versteckt hättest?“ scherzte der Schaltbauer. „Mach' nur auf.“

Die beiden traten richtig zum Boden herein, der Hannjörg mit einer Stalllaterne in der Hand. „Ei,“ meinte der Schaltbauer, wie das warm heroben ist; die ganze Wärme von drunten ist aufgestiegen. Ich frier' des Nachts leicht bei meinen Zahnen; weißt': hol' mir ein Bissel Heu her, ich werd' hier mein Nachtlager halten.“

Der Alte war in stiller Verzweiflung, wagte aber keine Einwendungen, um keinen weiteren Anlaß zu Verdacht zu geben. Schwere Herzens schlich er mit der Laterne, froh daß der Bauer ihm diese überließ, die Treppe nieder. Das Heu war bald herbei geschafft, der Hannjörg trug möglichst schnell das Licht hinaus, und Heu unten, Heu oben lag wenige Minuten später der Schaltbauer und erwartete den Schlummer.

Mit hämmerndem Herzschlag kauerte derweil der Seppel im Verschlag und athmete so leise wie ein Kind, bis er an den Athemzügen des Bauern hörte, daß der schlief. Jetzt erst wagte er sich seinen Gedanken zu überlassen.

Nur zehn Schritt waren sie von einander, der Vater und der Sohn!

Jetzt konnte der letztere flüchten, ganz unbemerkt. Er dachte daran, wie er leicht die tiefere Sennhütte gewinnen könne, wo es Heu zum einsamen Nachtlager für ihn geben mußte. Aber es war etwas,

das ihn nicht fort ließ: nach der Spannung der letzten Viertelstunde war das tiefe Wehe wieder bei ihm eingelehrt, das ihn vorhin an der Luke erfaßt hatte. All der Groll, der sich zwischen ihn und den Schlafenden da gelegt hatte, war jetzt wie weggeweht, und verführerisch erfaßte ihn die Sehnsucht, die Hände des alten Mannes dort zu küssen und ihm zu sagen: „Vater, ich bin wieder hier und wieder dein Sohn, vergiß was geschehen ist, wie ich es vergessen habe.“ Er war innerlich vollkommen sicher, daß jener nicht „nein“ sagen würde, trotzdem er nach des Hannjörg Ausdruck „Gift und Galle auf ihn“ war. In die Heimath konnte er freilich noch nicht mit ihm zurück kehren; dem Gericht sich geradezu in die Hände liefern, das wollte er nicht. Aber es dünkte ihn jetzt köstlich, mit dem Segen des Vaters in die Verbannung zurückzugehen.

Als er über den Verschlag gestiegen war, überkam ihn doch wieder ein inneres Verzagen. Er holte die Schuhe nach und nahm den Alpstock aus der Ecke. Und als er zögernd bis an das Lager des Vaters gelangt war, wollte ihm der Muth noch tiefer sinken und er fühlte die Adern bis zu den Schläfen hinauf klopfen. Er öffnete die Thür ein wenig. Dann aber, der Flucht sicher, ließ er sich auf die Kniee nieder und beugte sich weit hinüber, daß er den Athem des Vaters warm in sein Gesicht steigen fühlte.

Plötzlich verlor er ein wenig das Gleichgewicht. Die Schuhe, die er in der Hand hielt, schlugen auf — der Schaltbauer erwachte und richtete sich auf. „Wer ist da?“

Der Schaltseppel war zurückgefahren, in wunderbarem Umschlag kehrte bei dem harten Ton der Stimme sein Troß zurück, alle Nahrung erstickend. Aufspringen, zur Thür hinaus, die Treppe hinab fliegen war das Werk eines Augenblicks. Drunten raffte er den vorausgeworfenen Stock auf — und er war schon ein ganzes Stück die Alm hinunter, glücklich über die Dunkelheit, die ihn umgab, als er den Bauer den ganzen Kaiser alarmiren hörte. Und in hellem Troß lachte er auf, zog die Schuhe wieder über die schmerzenden Füße und suchte dann ruhiger das Lager im Heu der niederen Alm auf.

Er schloß einen schweren Schlaf bis tief in den Tag hinein und wartete dann im Versteck, daß der Abtrieb des Schaltbauern daher käme. Er war gar nicht so zufrieden mehr mit seiner trogigen Flucht von gestern Abend!

Die Sonne stieg, aber es kam nichts. Es ward fast Mittag, ehe er sich der Ueberzeugung hingab, daß er den Vorbeizug der fröhlichen Menschen

und geschmückten Thiere verschlafen habe. So machte er sich denn auf und begann wieder zur oberen Alm zu steigen, vorsichtig spähend, ob sich nicht doch dort etwas lebendiges zeigte.

Im Näherkommen wollte es ihn bedünken, als stünde die Thür der Sennhütte offen. Vielleicht war der Hannjörg oben geblieben um ihn zu erwarten. Sonst hätte sich doch irgend einer der vielen Menschen zeigen müssen! Je höher er kam, desto wahrscheinlicher ward ihm das.

Dicht bei der Hütte stieß er einen Zauchzer aus. Keine Antwort erfolgte, aber er hörte eine Kuh brüllen. Die waren also doch noch oben! Ein gelinder Schrecken erfaßte ihn und rasch bog er ab und stieg den Weg in die Klamm hinab.

Hier ward er ruhig. Er zog seine Pfeife hervor und zündete sie an. Dann fiel ihm der Adlerhorst ein und im Gehen spähte er über sich, um seine Stelle zu entdecken. Daneben beschäftigte ihn das Räthsel der verlassen Hütte, in welcher gleichwohl das Vieh zurückgeblieben war. Der Gedanke aber, daß er nun doch unversöhnt zurück ging, stand quälend im Hintergrunde von allem und führte ihm immer und immer wieder das Bild seines Vaters vor die Seele. Es verdross ihn, aber er konnte sich der Wehmuth nicht erwehren.

Um einen Vorsprung schreitend, stieß er fast mit einem Menschen zusammen, wie es schien einem Knecht.

„He,“ sagte der und zeigte rückwärts über seine Schulter, „dort könnt Ihr helfen. Dem Schaltbauern von Vermisau sein Enkel hat sich verstriegen und es wird sich schwer einer finden, der ihn herunter schafft. Ich geh' Hülfe holen nach Vermisau.“

„Herr Gott, wie ist das gekommen?“ fragte der junge Bauer entsetzt.

„Der Bub' hat auf den Adlerhorst 'nauf gewollt und ist ganz in der Frühe von der Alm, die da oben liegt, in die Klamm her gestiegen; ein Bissel verwegen ist er, unser eins kann ja nicht so klettern wie so ein windiger Bub'. Nun sitzt er steiloben auf einer Ecke und getraut sich nicht wieder hinab. Es ist ein rechtes Kreuz, was der Bauer hat mit seiner Nachkommenschaft.“

Der Knecht lief weiter und der Schaltseppel schritt nicht minder eilig, bis er in der Entfernung die Unglücksstelle erblickte, auf dem Wege drunten die Menschen, in der Mitte der Bergwand die Stelle, wo der Dube saß, und in der Höhe über ihm das Nest in einem Ausbruch der Wand. Die letztere war keineswegs glatt, und der Seppel begriff sehr

wohl, wie ein unverständiger auf den Glauben kommen konnte, die Niststelle sei durch Klettern erreichbar.

„Teufelsbub' der,“ sagte der Bursche; „er ist richtig von unsrem Schlag! Und er muß lebendig herunter, dafür bin ich noch da.“ Vergessene Bilder aus seinem Wildschützenleben stiegen in ihm auf, halsbrechende Auf- und Abstiege, wie sie nur die brennende Leidenschaft und die drohende Gefahr zu wagen zwingen, und das Vollgefühl seiner Kraft und Geistesgegenwart kam wieder einmal beglückend über den Schaltseppel.

Aber sollte er jetzt näher gehen, zu allen den Leuten, die dort angst- und sorgenvoll hinauf spähten und unter welchen der sich befand, mit dem er nie wieder Aug' in Auge zusammentreffen wollte — sein Vater?

Nein, und hundertmal nein!

Er schritt zurück, stieg wieder auf die Alm hinauf und ging einen Augenblick in die Hütte. Dort suchte er, bis er ein Stück Brot fand, denn ihn hungerte und dürstete. Er aß rasch etwas, steckte einen Nest zu sich und that draußen am Quell, wo die Tränkrinnen standen, einen tüchtigen Trunk. Dann stieg er höher auf das Gebirge. Er kannte das Terrain fast so genau noch wie vor Jahren, wo er so häufig diesen Weg mit der schmucken Doppelbüchse gegangen war, die jetzt wohl noch im Forsthaufe an irgend einem Nagel hing.

Eine halbe Stunde später blickte sein scharfes Auge vorsichtig zwischen nackten Klippen längs der Bergwand hinunter. Weit unter ihm lag der Adlerhorst, für ihn unsichtbar; aber viel tiefer drunten noch konnte er die Ecke des Vorsprungs erkennen, auf welchem, gleichfalls seinem Auge verborgen, der kühne Bube saß, an dem jetzt sein Herz mit dreifacher Kraft hing. Sorgfältig prüfte er die Vorsprünge und Risse, die etwa eine Verbindung mit der Stelle bewirken konnten.

Endlich schüttelte er unmutig den Kopf. „Ich glaub' nicht recht, daß ich's allein fertig bringe. Wenn ich von dem Rit' da glücklich auf die Platte dort hinabspringen möcht', dann ging's schon, aber ein Seil muß ich allerweg dazu haben.“

Er troch einen Augenblick zurück und versank in Nachdenken. „Hm,“ murmelte er dann, „wenn ich ihm den Buben bringen thät', heil und ganz — es möcht' schon sein, daß er alles vergäß' und wir einig würden, obschon er Gift und Galle auf mich ist, wie der Hannjörg sagt. Aber freilich — ganz heimlich müßt's geschehen, denn wenn ich mich sehen laß', stecken sie mich doch nach Tölz. — — Pah!“ fuhr er fort; „erst will ich abwarten, ob sie den Buben nicht von drunten erlangen. Es wird schon nicht so schwer sein, wie der Knecht meinte.“

Damit erhob er sich und verschwand in der Richtung nach der Tiroler Gränze hin zwischen den Klippen. (Schluß im nächsten Heft.)

Der Leichenzug Kaiser Otto's III.

Ballade von Felix Dahn.

Mit Original-Zeichnung von Woldemar Friedrich.

Ihr Wälschen, weicht und gebt uns Raum
Und scheut die grimmen Streiche:
Wir tragen einen Kaisertraum
Und eine Kaiserleiche.

Dem Döngling schien zu nebelgran
Das schlichte Land der Sachsen,
Ihn zog's nach Südens goldner Au,
Wo Palm' und Lorber wachsen.

Der Romstadt, die am Tiber prangt,
Ihr galten seine Thaten, —
Die Römer haben's ihm gedankt,
Und haben ihn verrathen.

Er ruhte nicht, bis er auf's Neu
Ihr stolzes Reich gestiftet —

Die Römer schworen ew'ge Treu,
Und haben ihn vergiftet.

Und als sein Herz litt Sterbensqual,
Begann es deutsch zu schlagen —
Das war das erst- und letzte Mal
In allen seinen Tagen.

Er sprach: „Ihr Freunde tren und schlicht,
Tragt mich zum Heimathlande,
Laßt einsam meine Asche nicht
Auf fremdem, falschem Strande.“

Und als er hob zum letzten Mal
Das Haupt in goldnen Locken,
Da heulten dröhnend in den Sal
Zum Sturm die röm'schen Glocken.

Und als sein Blick den Glanz verlor,
Da stand das Haus in Flammen:
Wir aber brachen aus dem Thor
Und hieben sie zusammen.

Da gab's ein mächtig Schrein und Fliehn,
Der Tiber ging in Leichen,
Das Forum und der Palatin
Erscholl von deutschen Streichen.

Wir trugen ihn von hinnen frei,
Mit Blut den Schritt erworben,

Ziehn wir, den Alpen zugelehrt,
Still, langsam, sender Eilen.

Denn eine edel heil'ge Last
Wir tragen in der Mitte:
Da ziemet keine schneide Hast,
Da ziemen stäte Schritte.

Die kühnen Schwaben schreiten vorn,
Links Bayern, rechts die Franken;
Den Rücken decken, zäh im Zorn,
Die Sachsen, die nicht wanken.



Und unter unserm Siegesgeschrei
Ist lächelnd er gestorben.

Wir tragen auf zwei Lanzen quer
Den Sarg bei Sturmgeläute,
Die Wälschen schwärmen um uns her
Wie Wölfe nach der Beute.

Von jedem Dach fliegt Stein und Erz,
Es gelst der Weiber Stimme:
Wir ziehn dahin mit Stolz und Schmerz,
Mit stillem, heißem Grimme.

Den Helm geschlossen, blank das Schwert,
Den Schild umflirt von Pfeilen,

So ziehn wir traurig, grimmig, stolz,
Am Tag trogt uns kein Degen:
Von rückwärts nur zischt Pfeil und Bolz
Aus Del- und Wein-Gehegen.

Und falln sie uns zur Nachtzeit an,
Sie finden wache Herzen,
Wir zünden ihre Dörfer an
Zu rothen Leichenkerzen.

So ziehn wir fort durch Land und Strom
Dem Vaterland entgegen,
Bis wir die heil'ge Last im Dom
Zu Aachen niederlegen.



Heinrich Pestalozzi.

Ein Lebensbild von J. Stiefel.

Mit Original-Zeichnungen von Ludwig Burger.

Der Mann, dessen Lebensbild wir heute unsren jungen Lesern bringen, war kein Dichter und kein Künstler, auf dessen reizvolle Schöpfungen wir sie hinweisen könnten; — er war kein Held, der sein Blut fürs Vaterland vergossen hat; — aber er war ein so tapferer Kämpfer in Wort und That, für die Rechte der Unterdrückten, ein so opfermüthiger Helfer der Armen und Verlassenen, daß sein Name mit vollem Rechte denjenigen beigezählt werden darf, deren Andenken in Ehren bleibt, von Geschlecht zu Geschlecht.

Das ganze Wesen dieses Mannes fordert unsere Bewunderung: sein Element, sein Wollen und Wirken war die reinste Menschenliebe. Er selbst schreibt in einem seiner Briefe: „Wenn ich mein Werk ansehe, wie es wirklich ist, so war kein Mensch eigentlich unfähiger dazu, als ich, — und doch habe ich es durchgesetzt. Das macht die Liebe, sie hat eine göttliche Kraft, wenn sie wahrhaft ist und das Kreuz nicht scheut.“ —

Die Menschheit zu bessern, und sie dadurch zu einem reineren, dauerhaften Glück zu führen, war das Ziel seines Strebens, das er durch eine sorgfältige Erziehung zu erreichen hoffte, und deshalb wandte er vor allem seine Sorge der verwahrlosten Jugend zu. Seine Thätigkeit fand denn auch ein reiches Feld auf diesem Gebiete. Mehrjährige verheerende Kriege hatten nicht nur Noth und Elend über sein Vaterland gebracht, sondern auch eine traurige Verwilderung unter den Menschen hervorgerufen. — Hätte Pestalozzi ein seiner heldenmüthigen Opferwilligkeit entsprechendes Maß von

praktischem Sinn besessen, so ständen die von ihm gegründeten Anstalten vielleicht heute noch in voller Blüthe. Sie sind nicht mehr; aber ein reicher Segen ist dennoch von ihnen ausgegangen; er lebt und wirkt fort und fort. Hunderte haben dort gelernt, wie man Kinder lehren und lieben soll, und sind hinausgezogen in die Welt, fortzusetzen das Werk des edlen Meisters; und Namen ersten Ranges sind unter denen, welchen dieser Segen zu Theil geworden ist.

Heinrich Pestalozzi, geboren zu Zürich den 12. Januar 1746, war der Sohn eines Augenarztes, dessen Voreltern aus der italienischen Schweiz nach Zürich übergesiedelt waren und dort in hohem Ansehen und großer Wohlhabenheit lebten. Allmählich war jedoch die Familie verarmt, und Heinrichs Eltern befanden sich in sehr beschränkten Verhältnissen.

Sie lebten stille und zurückgezogen nur für sich und ihre Kinder, aber glücklich und zufrieden. Doch auch dieses bescheidene Glück war nur von kurzer Dauer. Ehe noch unser kleiner Heinrich, der älteste von drei Geschwistern, das sechste Jahr vollendet hatte, starb der Vater, und hinterließ seine Wittve, die nun mit ihren Kindern auf ein ganz kleines Vermögen angewiesen war, in der traurigsten Lage. Mit inniger Rührung erzählte Pestalozzi noch in seinem Alter von der selbstlosen Hingebung und den Entbehrungen aller Art, denen seine gute Mutter sich in stiller Ergebung unterzogen, und von der Treue eines Dienstmädchens, das ihr in dieser schweren Zeit so müthig beigestanden. Es war ein schlichtes, junges Mädchen vom Lande, und erst seit wenigen

Wochen im Dienste der Familie. Dennoch hatte sie sich das Vertrauen derselben in solchem Grade erworben, daß der Vater, als er sein nahes Ende fühlte, sie an sein Sterbebette rief. „Bäbeli, um Gottes und aller Heiligen Erbarmen“ — redete er sie mit schwacher Stimme an, — „verlaß meine arme Frau nicht, wenn ich todt bin; sie ist ohne deinen Beistand nicht im Stande die Kinder bei einander zu halten, die sonst in fremde, harte Hände kommen!“ — „Nein, lieber Herr, ich verlasse Ihre Frau nicht, wenn Sie sterben; ich bleibe bei ihr bis in den Tod, wenn sie mich braucht!“ — erwiderte treuherzig und entschlossen das junge Bauermädchen, und hielt ihr Versprechen aufs gewissenhafteste, unter den schwierigsten Verhältnissen, in Noth und Bedrängniß.

„Niemals,“ versicherte Pestalozzi, „werde ich den tiefen Eindruck vergessen, den dieses Zwiegespräch, von welchem ich — damals noch nicht sechs Jahr alt — Zeuge war, auf mich gemacht. — Sichtlich beruhigt legte sich mein Vater zur Seite, und verschied bald darauf. Bäbeli blieb bei uns, bis zum Tod meiner guten Mutter. Sie half ihr redlich, mit Ausdauer und Klugheit, uns drei armen Waisen durchs Leben schleppen und mahnte uns bei jeder Gelegenheit, wohl manchmal zu unserm Herzeleid, was die Mutter um unserwillen entbehre, und wie wir deshalb verpflichtet seien, auch Schuhe und Kleider zu schonen und nicht durch Umherlaufen mit andern Kindern sie unnützerweise zu verderben.“ —

Mit besonderer Liebe nahm sich Heinrichs mütterlicher Großvater des verwaiseten Knaben an. Er war Pfarrer in dem eine Stunde von Zürich entfernten Dorfe Hüngg, ein wahrhaft treuer Hirte und Seelsorger seiner Gemeinde. Mit ihm besuchte der sechsjährige Knabe die Hütten der Armen, verweilte am Schmerzenslager der Kranken, und vernahm voll Mitgefühl die Trostworte des edlen Greises, womit er die Trauernden aufzurichten versuchte, wenn er nicht thätige Hilfe zu leisten vermochte. Die Eindrücke, welche das weiche Gemüth des Knaben bei diesen Gelegenheiten empfing, waren entschieden von wesentlichem Einfluß auf sein späteres Leben und Streben.

„Ich sah alles mit dem Herzen und litt bei fremder Noth, als widerführe mir selbst das Leid der andern“ — berichtet er selbst darüber.

Das segensreiche Wirken seines Großvaters erregte in ihm den Wunsch, sich auch dem geistlichen Stande zu widmen; und so beschäftigte er sich denn bis zu seinem 18ten Jahre vorzüglich mit theologischen Studien. Das Mißlingen seiner ersten Pre-

digt hatte indeß schon sein Vorhaben einigermaßen erschüttert, als der Verkehr mit seinen Altersgenossen an der Hochschule, welche den zu jener Zeit häufig vorkommenden Rechts-Verletzungen in ihrer Vaterstadt gegenüber gleichsam stillschweigend einen Bund geschlossen, ihre Kräfte den öffentlichen Angelegenheiten zu widmen, — auch ihn bewogen, sich ebenfalls der Rechtswissenschaft anstatt der Theologie zuzuwenden. Mit Feuereifer ergriff er nun das neue



Studium, gewährte aber nach einiger Zeit, daß auch dieses ihm nicht die gehoffte Befriedigung gewährte, indem sich ihm kein Wirkungskreis eröffnen wollte, um die Uebelstände und Schäden des öffentlichen Lebens zu beseitigen oder doch zu vermindern. Andererseits erregte die Noth des verwahrlosten, unterdrückten Landvolkes, vor allem das Elend der in den Fabriken vielfach an Leib und Seele verkommenen Kinder, unablässig in ihm das Verlangen, hier helfend einzugreifen; — und so beschloß er auch die Jurisprudenz aufzugeben und rief: „Ich will Schulmeister werden!“ —

Um diesen Entschluß nach seinem Sinne auszuführen, bedurfte er jedoch unbedingt einiger Kenntnisse in der Landwirthschaft und begab sich deshalb zu einem benachbarten Gutsbesitzer, um sich hierin zu unterrichten. Der Betrieb und die Einrichtungen auf dem großartigen Anwesen des reichen Gutsherrn waren nun allerdings nicht eben das Nichtige zur Nachahmung für unsren fast mittellosen Freund.

„Ich ging,“ sagt er selbst, „mit vielen einzelnen richtigen Ansichten über den Landbau, als ein ebenso großer landwirthschaftlicher Träumer von dort weg, — als ich, mit vielen einzelnen, richtigen, bürgerlichen Ansichten und Kenntnissen, als ein bürgerlicher Träumer hinkam.“ —

Bei seiner Rückkehr kaufte Pestalozzi ein beträchtliches, lange Jahre brach gelegenes Stück Land,

bante ein Haus im italienischen Styl darauf, legte Krapp-Pflanzungen um dasselbe an, wovon er sich reichlichen Ertrag versprach, und nannte sein Besitzthum Neuhof. Im Frühling 1769 vermählte er sich mit der Schwester seines innigsten Freundes, der schönen Anna Schultes, die ihm ein bedeutendes Vermögen zubrachte und ihm eine treue, liebevolle Gefährtin ward in den vielen prüfungsvollen Tagen seines so mannigfach bewegten Lebens. Ein rührendes Zeugniß für seinen Charakter bietet ein noch erhaltener Brief Pestalozzis an seine Braut, worin er ihr treu und offen ein Bild seines ganzen Wesens, mit allen seinen Schwächen darstellt und sie dringend ermahnt, es wohl zu überlegen, ob sie denn auch glaube mit ihm glücklich werden zu können.

Im Sommer 1775 war Neuhof für den beabsichtigten Zweck in Stand gesetzt, und fünfzig an Leib und Seele verwahrloste Kinder fanden alsbald dort Aufnahme. Sie erhielten Unterricht in allem, was ihr geistiges und leibliches Wohl fördern konnte; daneben wurde im Sommer Garten- und Feldarbeit getrieben, im Winter, außer den verschiedenen Handarbeiten, Rechen- und Rebeübungen, — solche Aufgaben gegeben, die ihr Denkvermögen ausbilden sollten. Pestalozzi selbst war immer in ihrer Mitte, und seine junge Gattin nahm thätigen Antheil an seinen Bestrebungen. Sie aßen beide dieselbe bürgerliche Kost wie ihre Zöglinge, die bald mit wahrhaft kindlicher Liebe ihnen zugethan waren. —

Die jedem Menschen inwohnenden Kräfte und Fähigkeiten aufzufinden und auszubilden, betrachtete Pestalozzi als eine Hauptaufgabe, um der Verwilderung und Verkommenheit des Volkes mit Erfolg entgegen zu wirken. — Wie richtig und wohl begründet aber unsres edlen Freundes Anschauungen vom weltlichen Standpunkte aus waren, so erwies sich doch leider die Ausführung seines Planes als höchst unpraktisch. Die Ausdehnung, welche er in seiner großmüthigen Absicht der Anstalt gegeben, überstieg bei weitem seine Mittel, das Vermögen seiner Frau wurde dabei verbraucht; und schon nach fünf Jahren war das Unternehmen gescheitert, und Pestalozzi der ärmste unter den Armen, denen er Hilfe und Rettung bringen wollen. „Die Lage der edlen Bewohner des schönen Landhauses zu Neuhof war im vollsten Sinne bejammernswerth; es fehlte an allem, an Holz, an Brod, und wenigen Kreuzern, um sich vor Hunger und Kälte zu schützen“ — erzählt sein Biograph. So verfloßen eine Reihe von Jahren, unter Mangel, Kummer und Elend; mehr noch als seine eigne Armuth, drückte Pestalozzi das Loos, das er seiner Gattin auf diese Weise bereitet

hatte. „So sehr sie darunter litt,“ schreibt er, „so liebevoll vergab sie mir meinen Irrthum, und trug die Leiden mit einem Engelsherzen, das wohl ein besseres Schicksal verdient hätte.“

Wenn auch tiefbetrübt über das Mißlingen seines mit so redlichem Willen begonnenen Werkes, — von vielen gemieden und geschmäht, faßte Pestalozzi neuen Muth, und versuchte nun durch schriftstellerische Arbeiten zugleich für sein und der Seinigen Unterhalt und für das, was er nun einmal als seine Lebensaufgabe betrachtete, zu wirken. Er schrieb seine „Abendstunde eines Einsiedlers“, eine Reihenfolge großartiger Gedanken und Anschauungen, von denen Carl von Raumer sagt: „Frucht der vergangenen, sind sie zugleich Saatkörner der folgenden Lebensjahre.“ — Bald darauf durch seinen Freund, den Buchhändler Füssli ermuntert — schrieb er die Dorfgeschichte „Hilhard und Gertrud“, welche in den weitesten Kreisen Anerkennung fand und dem Verfasser Lob und Ehrenbezeugungen in Fülle einbrachte. Die edle Königin Luise von Preußen sagte, als sie das Buch gelesen: „Könnte ich wie ich wollte, ich setzte mich in den Wagen und führe in die Schweiz zu Pestalozzi, um dem Manne zu danken. Wie gut meint er es mit der Menschheit! ja in der Menschheit Namen danke ich ihm.“ — Die Regierung von Bern übersandte ihm die große goldne Medaille, mit einem Dankschreiben; der Großherzog Leopold von Toscana, nachmals der deutsche Kaiser Franz der Zweite, trat mit ihm in Briefwechsel, Fürsten und hohe Staatsbeamte sandten ihm Dankschreiben voll warmer Anerkennung, und die Zeitungen waren seines Lobes voll, während andre sich beeilten das Buch in mehrere fremde Sprachen zu übersetzen. So war denn der fast vergeßne Pestalozzi plötzlich ein berühmter Mann geworden: — dessenungeachtet aber doch so arm geblieben, daß er sich genöthigt sah, nach einigen Wochen die goldne Medaille an ein Cabinet zu verkaufen, um den Betrag für seinen und der Seinigen Lebensunterhalt zu verwenden. Im Jahr 1792 unternahm Pestalozzi, in Folge einer Aufforderung seiner in Leipzig verheiratheten Schwester, eine Reise nach Norddeutschland, wo ihm nebst der Erfüllung des lange gehegten Wunsches, die von ihm so sehr geliebte Schwester wieder zu sehen, auch die Freude zu Theil wurde, Klepstock, Göthe, Wieland, Herder und Jacobi persönlich kennen zu lernen.

Es waren dieß, nach so vielen trüben, endlich frohe, sonnige Tage für unsren armen Freund, der auch bis an's Ende seines Lebens derselben mit dankbarer Freude gedachte. —

Inzwischen war die französische Revolution,

welche ganz Europa erschütterte, auch nicht ohne Rückwirkung auf die benachbarte Schweiz geblieben.

Auch dort sollte alles nach französischem Muster umgestaltet werden. Die alten Kantone aber wollten sich diesen ihnen aufgedrungenen Neuerungen durchaus nicht fügen, und bald stand Unterwalden in offenem Aufruhr. Sofort drangen die wilden Horden des Revolutions-Heeres in die sonst so friedlichen, schutzlosen Thäler dieses Kantons ein. Sie plünderten, sengten und raubten; wo sie hinkamen, war Jammer, Elend und Verwüstung. Am 9. September 1798 wurde das Städtchen Stanz, der Hauptort des Kantons Unterwalden gänzlich niedergebrannt. 259 Männer, 102 Frauen und 25 Kinder kamen dabei ums Leben; 721 Gebäude wurden eingeäschert, und nur 57 der so schwer geschädigten waren im Stande ihre Häuser wieder aufzubauen. Wohl erregte die Kunde so namenlosen Unglücks die allgemeinste Theilnahme, und reiche Gaben an Kleidern, Nahrungsmitteln und Geld kamen von allen Seiten. Aber nicht nur war die Noth ein bodenloser Abgrund, der alles verschlang — sondern auch die Verwirrung eine so große, daß es vor allem galt Männer zu finden, welche Willen und Fähigkeit besaßen, in dieses Chaos des Elendes ordnend und helfend einzugreifen. Die Vorstände der Regierung wählten mit richtigem Blick und Geschick zwei Männer, die um dieser Leistung willen sich unvergängliche Verdienste erworben haben: Heinrich Bschoffe, auch als Schriftsteller rühmlichst bekannt, wurde als Regierungskommissär in die Urkantone, — Pestalozzi als „Schulmeister“ nach Stanz gesandt.

Am 7. Dezember 1798 langte er dort an.

Das Klostergebäude, welches ihm für das zu errichtende Waisenhaus angewiesen wurde, — vorerst schon in schlechtem baulichen Stande, und durchaus nicht zur Aufnahme einer so großen Anzahl von Kindern eingerichtet, — hatte durch die Zerstörungswuth der feindlichen Truppen noch bedeutend gelitten. Und doch war der Zudrang über alles Ermessen. 169 Doppelwaisen und über 200 Kinder gänzlich verarmter Eltern waren angemeldet, ehe nur für Betten, Küche und Zimmer nothdürftig gesorgt werden konnte.

Wo möglich noch trauriger, als das Bild des äußeren Elends und der Verarmung, war die innere Verwahrlosung, die unsrem heldenmüthigen Schulmeister hier entgegentrat, — gegen die er wirksame, nachhaltige Abhilfe finden und leisten sollte. Die Aufgabe war riesengroß.

„Viele Kinder“ — so schildert Pestalozzi selbst seine Zöglinge, — „waren zu Gerippen abgemagert,

andre fast stumpfsinnig, — mit ekelhaften Krankheiten behaftet, sittlich verkommen; dabei voll Mißtrauen, des Bettelns und Heuchelns gewohnt, träge und so unwissend, daß nur die wenigsten das A B C gelernt hatten.“ — Unter dieser verwilderten Schaar stand nun Pestalozzi, — nicht muthlos, nein begeistert von dem Gedanken, durch Liebe und Selbstverläugnung, durch Aufopferung in festem Gethvertrauen zu retten, was noch irgend zu retten war.

„Er war den Kindern alles in allem,“ — sagt sein Biograph, „ihr Herr und Diener, Vater und Mutter, Lehrer, Aufseher und Krankwärter; — alle seine Kräfte widmete er ihrer Pflege, nichts war ihm zu beschwerlich, keine Dienstleistung zu niedrig.“ —

Der Erfolg seiner opfervollen Hingebung war ein überraschender. Nach wenig Monaten waren die Kinder kaum wieder zu erkennen, die meisten sahen blühend und fröhlich aus; sie liebten Pestalozzi wie ihren Vater und lebten in Liebe, Eintracht und Herzlichkeit unter einander, wie dieß selbst bei Geschwistern nicht immer der Fall ist.

Der Grundgedanke von Pestalozzis Erziehungsmethode bestand darin, den Segen der häuslichen Erziehung auf die öffentliche zu übertragen, und die Lehrmittel so zu vereinfachen, daß auch andre, vor allen die Mütter, in Stand gesetzt würden, ihre Kinder — wo es an anderer Gelegenheit fehlt — selbst zu lehren, und sich selber dabei lernend fortzubilden.

„Wie erhaben“ — schreibt er — „steht eine Mutter da, welche durch eine gute Erziehung das Glück ihrer Nachkommen sichert! So geht die Sonne Gottes vom Morgen bis zum Abend ihre Bahn, dein Auge sieht nicht ihre Schritte, dein Ohr hört nicht ihren Lauf; aber bei ihrem Untergehen weist du, daß sie wieder aufsteht und fortwirkt, die Erde zu erwärmen, bis ihre Früchte reif sind. Es ist viel, was ich sage, aber ich scheue mich nicht es zu sagen. Dieses Bild der großen Mutter ist das Bild eines jeden Weibes, das seine Wohnstube zum Heiligthume erhebt, und an Mann und Kindern den Himmel verdient. Die Wohnstube ist der Mutterboden alles wahren Welt- und Menschen-Segens.“ — Echte innige Menschenliebe in die Herzen seiner Zöglinge zu pflanzen war ihm denn auch ein Hauptwerk. Als Altdorf am 5. April 1799 abgebrannt war, versammelte Pestalozzi seine kleine Heerde um sich, theilte es ihnen mit, und setzte hinzu: „Vielleicht sind dadurch hundert von Kindern ohne Obdach, Nahrung und Kleidung; wollen wir die Obrigkeit

bitten, daß sie uns etwa zwanzig davon zur Aufnahme zuschickt?" — und als die Kinder einstimmig „Ja, o ja!“ — riefen, fuhr er fort: „Aber bedenkt, daß wir nicht mehr Geld haben, als wir selbst brauchen, ihr daher vielleicht um dieser Kinder willen mehr arbeiten, eure Kleider mit ihnen theilen, und mit weniger Nahrung euch begnügen müßt.“ „„Wenn wir auch schlechter essen und mehr arbeiten müssen,““ erwiderten die Kinder, „so freuen wir uns doch, wenn sie kommen.““ — Wer war glücklicher als Vater Pestalozzi über diesen Beweis sittlichen Fortschrittes seiner Kinder! — Aber auch dieses so mühevoll errungene Glück sollte von kurzer Dauer sein. Der Kampf im Kanton zwischen Franzosen und Oesterreichern dauerte fort, und erstere nahmen auf ihrem Rückzuge das Waisenhaus von Stanz als Militärhospital für ihre Verwundeten in Anspruch. So mußte Pestalozzi am 8. Juni 1799 seine geliebten, mit unfäglicher Mühe herangebildeten Pflöglinge, nachdem er sie noch mit Geld, Wäsche und Kleidern versorgt hatte, unter Thränen entlassen. Er selbst folgte der Einladung eines Freundes, um seine erschütterte Gesundheit und seine erschöpften Kräfte durch eine Baderkur in dem Heilorte Gurnigel, im Berner Oberlande, wiederherzustellen. Die Ruhe, liebevolle Pflege und Theilnahme wirkten günstig auf den tiefgebeugten Mann, der sich in einem Brief an seinen Freund, den Dichter Gefner, mit einem Schiffbrüchigen vergleicht, der nach langem, bangem Ringen, endlich Land sieht, und dann vom Sturme plötzlich wieder in das unermessliche Meer zurückgeschleudert wird.

Kaum aber fühlte er sich nur einigermaßen gekräftiget, da litt es ihn nicht mehr länger an dem Ruhe-Orte; er mußte wieder an sein Werk. „Wirken, so lange es Tag ist.“ — Freudig begrüßten mehrere eben in Bern anwesende höhere Regierungsbeamte den unermüdblichen und sein Gesuch um weitere Verwendung. Man rieth ihm, nach Burgdorf zu gehen, wo er denn auch wirklich nach wenigen Tagen anlangte.

Alles aber, was er dort, obgleich mit mehrseitigen Empfehlungen ausgerüstet, erlangen konnte, war eine Unterlehrerstelle mit dürftigem Gehalt an der Lehrgotten-Schule,^{*)} der eine Frau vorstand und wo Kinder von 5 bis 8 Jahren im Lesen und Schreiben Unterricht erhielten. Pestalozzi, der durch seine Dorf-Geschichten sich bereits als Schriftsteller einen so bedeutenden Ruf, durch seine Leistungen in Stanz

sich die allgemeinste Anerkennung erworben, — vermählte es in seiner Herzens-DEMUTH nicht, die niedrige Stelle anzunehmen und sich täglich mit den kleinen Kindern 6 bis 8 Stunden abzumühen. — Noch immer tobten die Kriegsstürme in dem armen Lande, zur Qual der schwer bedrängten Bewohner, und wer irgend es vermochte und verschont geblieben war, fühlte sich gedrungen, nach Kräften Hülfe zu leisten. So kam denn auch am ersten Tage des neuen Jahrhunderts eine Schaar verwaister Kinder aus Appenzell nach Burgdorf, für welche ein menschenfreundlicher Bürger daselbst, Kaufmann Fischer, zu sorgen sich angeboten hatte. Unter zahlreichen Beweisen herzlicher Theilnahme hatten die kleinen Auswanderer, bei der strengen Winterkälte, die mühsame Fußreise zurückgelegt. Ihr Führer war ein 18 jähriger Jüngling Namens Krüsi, selbst arm und ungebildet, — er hatte bis vor Kurzem nur Boten- und Tagelöhnerdienste gethan, war aber von lebhaftem Verlangen erfüllt, sich zu etwas besserem heranzubilden, wozu Fischer ihm ebenfalls behüßlich zu sein versprach.

Wenige Wochen nach Ankunft derselben in Burgdorf starb jedoch ihr edler Wohlthäter auf einer Reise, und Pestalozzi erhielt den Auftrag, dem armen Krüsi die Trauerbotschaft mitzutheilen.

Freundlich tröstend machte er ihm zugleich den Vorschlag, sich mit ihm zu vereinigen und gemeinsam eine größere Erziehungsanstalt zu gründen. Er bewarb sich sofort bei der schweizerischen Regierung um die Erlaubniß, das leerstehende Schloß zu Burgdorf zu diesem Zwecke benützen zu dürfen, und bezog, sobald dieselbe eingetroffen war, mit Krüsi und den sechsundvierzig eingewanderten Kindern die alte Burg.

Mit frohem Muth und jugendlicher Begeisterung ging Pestalozzi auf's neue an sein Werk, und sah sein Wirken bald durch den erfreulichsten Erfolg gelohnt. Die Leistungen der Anstalt erregten allgemeine Anerkennung, und bald bewarben sich Eltern aus den besten Ständen um Aufnahme für ihre Kinder in dieselbe. Der Zuwachs war ein so bedeutender, daß Pestalozzi sich veranlaßt sah, neue Lehrkräfte zu berufen, da er und sein junger Gehilfe Krüsi, den er sich zum tüchtigen Lehrer herangebildet hatte, für die große Anzahl der Zöglinge nicht mehr ausreichend waren.

Unter diesen aus Appenzell nach Burgdorf gekommenen Waisen befand sich auch Johannes Ramfauer, der später als Erzieher der jungen Prinzen von Oldenburg, die er in ihre Heimath begleitet hatte, worauf er dort den Unterricht sämmtlicher fürst-

^{*)} Gotte — in der Schweizer Sprache Pathin; in diesem Sinne Stellvertreterin der Mutter.

licher Kinder übernahm, — durch Gründung einer höheren Töchterschule sich die allgemeinste Hochachtung und große Verdienste erworben hat. Während er, im Geiste des Meisters wirkend, das schönste Zeugniß für denselben ablegte, hinterließ er zugleich in einem Buche „Kurze Skizze meines pädagogischen Lebens“ ein höchst anziehendes Bild von dem heiteren, lebenskräftigen Treiben und Wirken in den Pestalozzischen Anstalten. Dieser hatte in Ramsfauer, der bald sein ganzes Herz gewonnen, in kurzem einen Helfer nach seinem Sinn gefunden. Kaum ein Jahr nach seinem Eintritt in die Anstalt hatte der talentvolle, 12jährige Knabe so große Fortschritte gemacht, daß er als Lehrer für die kleinste Klasse angestellt wurde und Unterricht im Lesen, Rechnen und Zeichnen erteilte. Erst im Jahre 1816 verließ Ramsfauer die Anstalt.

Diese stand nun auf der Höhe ihrer Leistungen so wie der Anerkennung der Welt. Friede und herzliche Eintracht herrschten in dem alten Schlosse, dessen überaus ärmliche Einrichtung mit dem blühenden Aussehen und dem ungetrübten Frohmuth seiner zahlreichen Bewohner wohl manchem in Widerspruch zu stehen scheinen mochte.

Die unlängbaren Erfolge, das Lob aller, die entweder ihre Kinder selbst in der Anstalt hatten oder dieselbe besuchten, bewog endlich die Regierung zu dem Entschlus, das Institut als ein öffentliches auf ihre Kosten zu übernehmen, Pestalozzi und den älteren Lehrern einen ansehnlichen festen Gehalt auszusetzen und die Herausgabe seiner Schriften über Erziehung aus Staatsmitteln zu bestreiten.

So glaubte denn Pestalozzi endlich eine gesicherte Stellung für sein Alter, bei einem seiner Neigung wie seinen Fähigkeiten entsprechenden Wirkungskreise gefunden zu haben. Dieses aber schien unsrem armen Freunde nun einmal nicht beschieden zu sein. Noch ehe der Beschluß der Regierungsbehörde zur Ausführung gelangt war, traten, durch unvorgesehne politische Ereignisse veranlaßt, sämtliche an der Spitze derselben stehende Beamten zurück, und wesentliche Veränderungen fanden statt. So wurde unter andrem auch von dem Großen Rath in Bern beschloffen, daß Schloß Burgdorf Sitz des Oberamtes werden sollte. Hiedurch waren denn nicht nur Pestalozzis schöne Hoffnungen für die Zukunft vereitelt, sondern er selbst in die traurige Nothwendigkeit versetzt, mit den Seinigen allen, Lehrern und Zöglingen, das Schloß zu verlassen, ohne daß man ihm nur Zeit ließ, vorher ein andres passendes Asyl für seine Anstalt zu suchen.

Die Kunde von diesem Mißgeschick erregte all-

gemeine Theilnahme. Sein junger Freund Emanuel von Fellenberg eilte zu ihm, um ihm seine nur 2 Stunden entfernte Besitzung, München-Buchsee, zum einstweiligen Unterkommen anzubieten. Auch die Städte Payerne, Rolle und Yverdun boten ihm theilnehmend ihre Schlösser zum unentgeltlichen Gebrauche für seine Anstalt an. So siedelten denn 70



Kinder mit sechs Lehrern nach München-Buchsee zu Fellenberg über, während Pestalozzi sich auf die Wanderschaft begab, um die ihm angeboten Schlösser zu besichtigen. Er entschied sich für das am südlichen Ende des Neuenburger Sees gelegene Yverdun. Nachdem er in den Räumen des alterthümlichen, einst von Karl dem Kühnen erbauten Schlosses alles zum Zweck seiner Anstalt eingerichtet hatte, holte er die in München-Buchsee zurückgelassenen Lieben dahin ab, und begann sein Werk abermals aufs neue. Die Anstalt hatte durch diese Uebersiedlung weder an Zubrang noch an Ansehn und Vertrauen verloren. Ihr Ruf war so glänzend, daß man in Madrid und Petersburg, in Neapel und Norddeutschland Pestalozzische Lehrer verlangte. Mehrere angesehne Männer legten ihre Stellen nieder, um Pestalozzis Anstalt, sein Wesen und Wirken kennen zu lernen, und sie alle bekannten, daß sie die bei und mit ihm verlebten Jahre zu den schönsten ihres Lebens zählten. Mit der immer zunehmenden Ausdehnung wuchs indessen auch im Stillen die Gefahr, an welcher das schöne Unternehmen zuletzt scheitern mußte. Kaiser und Könige gaben dem greisen Vorstande die ehrenvollsten Beweise ihres Vertrauens und ihrer Achtung, — und der große und edle Philosoph Fichte erklärte, „er sehe in Pestalozzi und seinem Wirken den Anfang einer Erneuerung der Menschheit“. — Aber Vater Pestalozzi hätte bei seiner unerschöpflichen Großmuth auch noch anderer Spenden bedurft. Mindestens der fünfte Theil seiner Zöglinge war unentgeltlich aufgenommen,

andre zum kaum halben Betrag der ohnehin sehr billigen Pension. Gestand ihm ein Vater, zugleich mit dem Wunsche sein Kind in die Anstalt zu bringen, seine Mittellosigkeit, so erwiederte er mitleidig: „Nun, was könnet Ihr geben?“ Welch' kleine Summe auch jener nannte — er hatte keine abschlägige Antwort zu befürchten. Auf einem Spaziergang in Basel gab er einem Bettler, gerührt von dessen elendem Zustande, seine silbernen Schuhspornen, und band sich dann die Schuhe mit Stroh zusammen um heimgehen zu können. „Geben, helfen, erfreuen, den letzten Gulden mit einem Bedürftigen theilen, das war ihm so natürlich wie jedem Menschen das Athmen.“ —

Dieser Liebe entsprang denn auch jene Beharrlichkeit und Selbstverläugnung, womit Pestalozzi auf jeden Vortheil, auf jede Bequemlichkeit für sich selbst verzichtete. Er schlief selten länger, als höchstens bis 3 Uhr Morgens. Die so gewonnene Zeit verwendete er für schriftstellerische Arbeiten, da während des ganzen Tages seine Thätigkeit der Anstalt gewidmet war. In diesem Gefühl der reinsten Menschenliebe ruft er seinem Vaterland, ruft er der Welt in seinen Schriften zu: „Weh' euch, wenn ihr den Armen aus Uebermuth drückt, ihm Fallstricke legt zu eurem Vortheil, die Acker und Häuser der Wittwen und Waisen ausfaugt, oder zu wohlfeil kauft; wer das thut, ist schlimmer als Diebe und Mörder, und es wird ihm keine Stunde wohl sein im Herzen. Selig ist der Mensch, der nicht schuld ist an dem Elend seines Nebenmenschen, dessen Mund rein ist von harten Worten, selig der, den die Armen segnen als ihren Wohlthäter.“ — Nie hörte man auch ein hartes Wort aus Pestalozzis Mund; von den Menschen dachte er immer das beste. — „Der Mensch ist gut und will das Gute,“ — pflegte er zu sagen — „und wenn er böse ist, so hat man ihm gewiß irgendwie den Weg verrammelt, auf dem er gut sein wollte.“ —

Den vielen Fremden, welche die Anstalt besuchten, setzte Pestalozzi mit unermüdlichem Eifer das Wesentliche seiner Methode auseinander, allerdings in seinem schwer verständlichen Schweizerdialekt, oder einem sehr bedenklichen Französisch. Dennoch fühlte sich, wer nur irgend seinen Worten zu folgen vermochte, mächtig angezogen durch die Herzens-Wärme, mit welcher er seine Ueberzeugung vertrat und jeden für sein Streben zum Wohl der leidenden Menschheit zu gewinnen suchte, — so wie durch jene eigenthümliche Kindlichkeit, die ihm alle Herzen gewann. Pestalozzi war nach dem Ausspruch aller, die ihm nahe gestanden, eigentlich ein „groß gewordenes Kind“

mit aller Anmuth, Reinheit, Milde und Hingebung der kindlichen Natur, zugleich aber auch mit ihren Unvollkommenheiten: — Mangel an Umsicht und Energie, an der Fähigkeit des Regierens. Daß für den Vorstand und Leiter einer so ausgedehnten Anstalt gerade dieser Mangel ein sehr empfindlicher war, der ihm und seinem Unternehmen verhängnißvoll werden mußte, lag nahe. Schon waren unter den Männern, welche Pestalozzi zu seiner Hilfe berufen hatte, Missethungen vorgekommen, die ihm viel Sorge und Verdruß verursachten. — Sein Trost und seine geistige Ruhestätte nach mühseligen, sorgenvollen Tagen war da das einfache Zimmerchen seiner treuen Lebensgefährtin; von ihr hielt er so viel immer möglich alles unangenehme fern. Frau Anna aber wußte dennoch gar manches im Stillen zu ebnen und auszugleichen; ihr bescheidenes Walten im Hause war segensbringend, wie das eines Friedensengels; ihre äußere Erscheinung, mild und würdevoll, zeigte noch unverkennbare Spuren früherer Schönheit; Jung und Alt hing mit Liebe und Verehrung an ihr, und ihr Verlust war, als sie plötzlich ganz unerwartet starb, ein unerseßlicher. Hatte auch ihre zunehmende Schwäche bei ihrer nächsten Umgebung bisweilen Sorge für die treffliche Frau erregt, so ahnte doch niemand ihr so nahes Ende.



Eines Abends, es war der 12. Dezember 1813, wie gewöhnlich in ihrem Lehnstuhle sitzend, während Pestalozzi ihr aus der Bibel vorlas, schlummerte sie still und schmerzlos zu einem besseren Leben hinüber. Als die Kunde von ihrem Tode im Schlosse bekannt wurde, eilten die ihm zunächst befreundeten Lehrer der Anstalt zu dem greisen Meister. Sie fanden ihn neben der Leiche sitzend, deren eine Hand er in der seinigen hielt, und brachten auf seinen Wunsch den Rest des Abends am Lager der Verstorbenen

mit ihm zu. Oft hatten sie in ernstern Gesprächen an derselben Stelle sich mit der nun Entseelten unterhalten. Ihre seltenen Tugenden, was sie gewirkt, getragen und gelitten, bildete den Inhalt ihrer Unterredungen an jenem, allen theilhaftigen unvergeßlichen Abend. — Schwer traf den fast Siebzigjährigen dieser unerseßliche Verlust; trüber und trüber gestalteten sich auch die äußeren Verhältnisse. Häufiger und peinlicher wurden die Zerwürfnisse unter den Lehrern, und der friedliebende Greis, weniger denn je im Stande, mit fester Hand die Zügel zu ergreifen, um diese Uebelstände durch seine Autorität zu beseitigen, bemühte sich umsonst zu versöhnen und zu verständigen. So schieden denn die bedeutendsten Männer aus der Anstalt, und Pestalozzi sah mit tiefem Schmerzgefühl der bevorstehenden Auflösung derselben entgegen. Der letzte Sonnenblick seines Lebens ward ihm durch den unerwartet hohen Ertrag einer auf Subskription erschienenen Gesamtausgabe seiner Werke. Derselbe belief sich auf 50,000 Franken, die Pestalozzi zur Gründung eines Armenhauses in Glindy, einem Dorfe in der Nähe von Yverdun, bestimmte, und an seinem 72sten Geburtstage mit einer Schenkungsurkunde der Gemeinde übergab. Er hielt bei dieser Gelegenheit eine Rede, worin er den Zweck der Stiftung für Armenziehung, und seine Erfahrungen auf diesem Gebiete mit einer Wärme, Kraft und Klarheit schilderte, die von der ungetrübten Geistesfrische des so tief gebeugten Greises staunenerregendes Zeugniß gab und alle anwesenden auf's tiefste ergriff. Mit zündenden Worten legte er den Eltern eine größere Sorge für die Erziehung ihrer Kinder an's Herz. „Es ist dringend,“ — rief er aus, „daß die Eltern, daß die Welt sich überzeuge, wie durch den Verlust des Vater- und Muttereinflusses sowohl die bürgerliche hohe Befriedigung in allen Ständen verloren, als auch das heiligste Fundament eines reinen, edlen, christlichen Familien-Lebens zu Grunde gegangen ist.“ — Die Armenanstalt, welche mit Aufnahme von 12 Waisen begonnen, hatte sich bald auf die dreifache Zahl erweitert, und Pestalozzi, der mit ganzem Herzen daran hing, hoffte wenigstens für dieses Unternehmen auf ein dauerndes Gedeihen. Aber auch hier war ihm eine schmerzliche Enttäuschung noch vorbehalten. Der durch die Nähe der Pension von Yverdun allmählich angebahnte Verkehr der Zöglinge beider Anstalten war dem Zwecke der neuen Gründung ungünstig, die bald das Gepräge einer wahren Armenschule verloren hatte.

Als nun Pestalozzi auch diese letzte Hoffnung scheitern sah, die Anstalt in seinem Sinne aufrecht zu

erhalten, beschloß er auch seine Anstalt in Yverdun aufzulösen. Er erklärte öffentlich, den Erwartungen, die er durch seine Stiftungen erregt hatte, nicht mehr entsprechen zu können, und zog sich im Frühling des Jahres 1825 nach Neuhof zurück, wo er vor einem halben Jahrhundert seine menschenfreundliche Thätigkeit begonnen hatte. Das Haus war bereits im Besitze seines Enkels; — und zu diesem — sein einziger Sohn war auch inzwischen gestorben, zog der nun 80 jährige, lebensmüde Greis. „Es war mir,“ schreibt er, „als mache ich mit diesem Rücktritt meinem Leben selbst ein Ende, so wehe that er mir.“ —

Auch traten schon nach Jahresfrist die Mahnungen des nahen Endes deutlich heran. Um ärztlicher Hilfe näher zu sein, brachte man ihn nach Brugg, wo er wenige Tage darauf, am Morgen des 17. Februars 1827 sein Dulderleben beschloß.

Ein eifriger Nordwind blies schneidend durch das Thal und tiefer Schnee lag ringsum, als man zwei Tage später die entseelte Hülle zur letzten Ruhestätte brachte und in dem benachbarten Dertchen Birr, nächst dem Schulhause, in die Erde versenkte. Alle Schullehrer der Umgegend waren mit ihren Schülern, ungeachtet des stürmischen, rauhen Wetters, zu der stillen Trauerfeier gekommen. Sechs von den Lehrern trugen den Sarg, und die Kinder brachten dem edlen Kinderfreunde ihr schlichtes Dankesopfer durch einige Lieder am offenen Grabe dar.

Erst 19 Jahre später, an seinem hundertsten Geburtstage, wurde die Stätte durch ein würdiges Denkmal bezeichnet. Es trägt folgende, die Verdienste des trefflichen Mannes bündig darstellende Inschrift:

Heinrich Pestalozzi

(geboren in Zürich, den 12. Januar 1746, gestorben in Brugg, den 17. Hornung 1827).

Ketter der Armen in Neuhof,
 Prediger für das Volk in Lenhard und Gertrud,
 Zu Stanz Vater der Waisen.
 Zu Burgdorf und Mündlenbuchsee
 Gründer der neuen Volksschule.
 Zu Yverdun 25 Jahre Erzieher der Menschheit.
 Mensch, Christ, Bürger.
 Alles für Andre, für sich Nichts.
 Segen seinem Namen!

Andre, nicht minder ehrenvolle Monumente wurden inzwischen dem edlen Menschenfreunde in verschiedenen Städten, so auch in Yverdun errichtet: Erziehungshäuser, in seinem Sinne den ärmeren Klassen gewidmet, zum Unterrichte, zur Rettung und

Besserung, unter dem Namen: „Pestalozzi-Stiftungen.“

Aber auch jene Stätten, wo er einst gewirkt und gewirkt, obgleich nun andern Zwecken dienend, bleiben geweiht durch den Segen, der einst von dort ausgegangen, und der fortlebt, blüht und Früchte trägt der edelsten Menschenliebe, insbesondre der Sorge für die Jugend. Und so dürfen wir denn

wohl auch für unseren im Leben so vielfach gekränkten und verkannten Freund, für den schlichten, bescheidenen Mann, die schönen Worte unsres großen Dichters in Anspruch nehmen:

Die Stätte, die ein guter Mensch betrat,
Ist eingeweiht; nach hundert Jahren klingt
Sein Wort und seine That dem Enkel wieder.

Besuch bekommen!

Von

Victor Kluthgen.

Zu einer Original-Zeichnung von Oscar Pletsch.



HEINRICH.

Pletsch — wir haben Besuch gekriegt!
„Von wem denn?“ — Das sag' ich nicht;
Von meiner Tante Haberstroh,
Die wohnt ganz weit, ich weiß nicht wo.
Die hat ein Kleid von Seide an,
Mit Franzen dran,
Ein Halsband von Chenille,
Und eine Sammt-Mantille,
Am Kopf zwei lange Locken,
Und den ganzen Hut voll Blumenglocken!
„Trude, die ist wohl schrecklich reich, ja?
Die kommt wohl nach der Königin gleich, ja?“
Das glaub' nur: die hat so viel Geld,
Wie keine Tante auf der Welt!
„Das hab' ich mir bald gedacht;
Was hat sie dir denn mitgebracht?“
Mitgebracht hat sie mir gar nichts;
Ich dacht' es erst, aber es war nichts.
Meine Mutter sagt, sie wär' sehr genau.
„Gar nichts, die reiche Frau?
Gar nichts? Du meine Güte —
Kriegst nicht mal 'ne Düte,
Kriegst nicht mal ein Zuderplätzchen,
Kriegst nicht mal ein Dreierkätzchen!
Da sollst du unsre Tanten sehn!
Die sind gar nicht schön,
Aber wenn die uns besuchen,
Siebt es immer Pfefferkuchen!
Da geh' nur, lauf' zu deiner alten —
Die kannst du behalten!“

Das Wild des Waldes.

Von

Adolf Müller.

Illustration von Ludwig Beckmann.

III. Der Wald-Gnome.

Unsere junge Gesellschaft war nach einem erfrischenden Gang in den Wald wieder um die trauliche Lampe in der Försterwohnung versammelt. Der alte Förster hatte sich behaglich in seinen Sessel gelohnt und schmauchte aus seiner Birkenpfeife. Alles harrte erwartungsvoll, was heute Abend der Alte wohl wieder für Wald- und Wildgeschichten erzählen würde. Der Pirschgang auf das Hochwild war den Knaben noch so lebhaft im Gedächtnisse.

Ueber eine Weile übersog der Förster die Gesichter der Harrenden und hub an:

„Gelt, ihr hörtet wieder gern was von Wald und Wild? Das seh' ich euch an euren Augen an, die wie die Lichter des Wildes leuchten. Das ist schön, und weil ihr so eifrig seid zu hören, so sollt ihr auch heute was zum besten bekommen.“

„Diesmal“ — fuhr der Alte, sich sammelnd, fort — „diesmal sollt ihr mit dem Gnomen unserer vaterländischen Wälder bekannt werden, mit dem Dachs. Das ist zwar ein ungeselliger, mürrischer Kauz, ein wahrer Einsiedler, aber er ist in den meisten Gegenden auch ein sehr nützlich, vielfach noch verkanntes Thier. Darum müssen wir doppelt uns bestreben, es genauer kennen zu lernen. Habe ich es doch früher selbst verkannt und es mit Hunden gejagt und getödtet. Aber mit seiner Lebensweise besser vertraut geworden, hab' ich es lieb gewonnen, und jetzt lass' ich den Höhlenbewohner unbehelligt in seinem harmlosen Treiben.“

„Mein Fritz wird euch vorerst das Naturgeschichtliche des Dachses aus den Erfahrungen meines Oberförsters, der das Thier genau kennt und besser als ich die Feder handhabt, vorlesen.“

Des Försters Fritz las nun aus dem bereitgehaltenem Buche folgendes vor.

„Der Dachs, in der Kunstsprache *Meles vulgaris* genannt, ist ein Sohlengänger. Er tritt noch mehr als die Spitzmäuse, die Igel u. a. auf die verlängerten Ballen seiner breiten, nackten Fußsohlen, welche Aehnlichkeit mit den Tagen des Bären haben. Das deutet schon auf Langsamkeit der Bewegungen hin. Seiner plumpen Leibesgestalt, seines Gebisses

und seiner Füße halber hat ihn der große Naturforscher Linné zu der Familie der Bären gethan. Neuerdings brachte man ihn aber in die Familie der Wiesel oder Marder (*Mustelae*). Man könnte aber hiernach fragen: wie kommt ein so plumper, langsamer Bursche unter die schlanken, leichtbeweglichen Gesellen, die Wiesel und Marder? Diese Frage ist berechtigt, und wir wollen den Dachs als ein Uebergangs- oder Bindeglied zwischen Mardern und Bären betrachten. Schon seine Zahnform oder sein Gebiß weist ihm diese Stelle an. Das ist im Ganzen das der Raubthiere. Allein der obere und untere Reiß- oder Fleischzahn, d. i. der vordere ächte Backenzahn zu beiden Seiten hinter den Lückenzähnen, ist stumpfer als bei den fleischfressenden Raubthieren, wie Hunden und Katzen, und die Höcker- oder Mahlzähne (die ächten hinteren Backenzähne) verbreitern sich. Dies letztere zeigt an, daß der Dachs neben der Fleischnahrung auch auf Pflanzenkost angewiesen ist.

„Der Dachs mißt bei einer Länge von 58—62 cm. kaum 28 cm. in der Höhe, sein Schwanz oder die Ruthe nur 18—20 cm. Sein Körper ist mit einem langen, dichten und borstigen Felle, die Schwarte genannt, versehen. Diese Schwarte besteht aus einer kürzeren, zarteren, schmutziggrauen Grundwolle und längeren Grammen oder Haaren, welche an der Wurzel graugelb, mitten schwarz und an den Enden weißgeringelt sind. Diese Mischfarbe gibt der Oberseite ein trübes grauweißes Aussehen. Die Unterseite und die Läufe sind schwarzbraun. Der kleine weiße Kopf wird von zwei schwarzen Streifen durchzogen. Diese entspringen beiderseits der spitzen, etwas nach oben gekrümmten Schnauze und laufen, breiter werdend, über die kleinen, glanzlosen Augen und das Gehör bis zum Nacken. Man kann sich denken, daß das ohnedies schon derbeleibte Thier durch seine dicke Schwarte nur noch plumper erscheint. Auch seine nach hinten stark zunehmende Leibesgestalt läßt das kurzschwänzige, spitzschnauzige Thier eigenthümlich geformt erscheinen.“

„Der Dachs wohnt den größten Theil seines Lebens unter der Erde, in seinem Bau. Diesen gräbt er sich mittels seiner starken, muskelkräftigen Läufe, deren zusammenverbundene Zehen mit langen

derben Krallen oder Klauen versehen sind. Er legt diese Baue gewöhnlich an den Morgen- und Mittagsseiten heimlicher Haine und Wälder nahe bei Feldern und Wiesen an. Sie gehen gewöhnlich 1 bis 1,5 und mehr Meter tief in die Erde. Ein solcher Bau hat oft über ein Duzend Ausgänge oder Röhren. Diese heißen Hauptröhren, wenn sie gewunden unmittelbar zur Tiefe gehen in die daselbst befindliche sackförmige Erweiterung oder den Kessel. Die sogenannten Nebenröhren sind hin-

sehen. Nur in den Hauptbauen wählt der alte Dachs seine Familienwohnung oder seinen Winteraufenthalt.

„Die Bereitung seiner unterirdischen Wohnung oder besser Burg erfordert eine ungemaine Ausdauer. Denn sie ist eine Riesenarbeit für das Thier. Es wirft Anfangs die mit den Vorderläufen losgekragte Erde mit leichter Mühe nach hinten, weiter abwärts hilft er sich auch mit den Hinterläufen, um mit diesen die lose Erde aus den Gängen zu schaffen. Tiefer hinabgelangt, schiebt er



gegen bloße Verbindungsgänge von einer Röhre zur andern. Außerdem legt der Dachs noch Luströhren an, welche schornsteinartig von unten nach oben führen und zum Einbringen frischer Luft in den Bau dienen. Die Röhren, welche der Dachs regelmäßig zum Einfahren oder Einschlüpfen und zum Ausgehen wählt, nennt der Jäger gangbare oder befahrene. Außer diesen eben beschriebenen Hauptbauen gräbt das Thier auch noch Nebenbaue oder Noth- und Fluchtröhren. Diese sind von weit geringerem Umfang, mit wenigen Ausgängen oder auch wohl nur einer einzigen Röhre ver-

von Zeit zu Zeit den Schutt mit dem angestemmtten Hintertheile rückwärts die Röhre hinauf, um sie dann ebenfalls mit den Läufen ganz zu Tage zu werfen. Selbst nach Vollendung des Baues puht der Dachs denselben zeitweilig aus, indem er den Schutt vor die gangbarsten Röhren schafft. Der Waldmann sagt dann: „der Dachs hat frisch ausgeführt“. Das Thier sorgt auch weiter für die Reinlichkeit. Es setzt seinen Koth oder die Lösung Winters im Innern an besonderen Stellen und in Nebengängen ab. Sommers legt es hierzu eigene Löcher auf oder neben dem Bau an.

„Nicht selten lebt unser Thier auch in Felsengeröllen, deren Gänge er hin und wieder mit künstlichen ergänzt und erweitert, oder er nimmt auch öfters mit natürlichen Felsenspalten und Geklüfte vorlieb. Während des Frühjahrs und Sommers schläft er auch manchmal auf einem Felsengerölle oder in Dickichten. Namentlich läßt sich der weibliche Dachs oder die Fäb zur Zeit ihrer Jungenspflege öfters im Freien blicken. Da wird sie leicht böß und fällt ihrem Bau Nahelkommende mit gesträubter Schwarte an.

„Schon im Februar bringt sie im Hauptbau 3—5 blinde Junge. Im Kessel tief unter der Erde hat die Alte den Wärme liebenden Thierchen ein weiches Lager von Moos, Laub und allerlei Geniste bereitet. In dieser sicheren Stätte weilen die Jungen oder das Geheck unter der treuesten Pflege der Fäb bis in den Vorfommer. Der Bau ist bis dahin ihre alleinige Welt gewesen. Von nun an wagen sie sich nach und nach an die Oberwelt. Da spielt die plumpe, weißgraue Gesellschaft in der Dämmerung bärenartig vor den Röhren. Possierlich umarmen sie sich gegenseitig mit ihren derben Tägchen und wälzen sich über einander her.

„Von Natur sehr mißtrauisch, hält sich Fäb und Geheck sehr heimlich. Das Familienleben dieser einsamen Thiere zu belauschen, ist eben so genußreich als belehrend. Denn unser Dachs ist gerade eines der heimathlichen Waldthiere, das sich oberflächlichen Blicken durch seinen stillen, nächtlichen Wandel entzogen hat. Es bestehen darum noch viele irrthümliche Ansichten über seine Lebensweise. Nur wenn wir den heimlichen Nachtwandler aufmerksam auf Schritt und Tritt verfolgen und diese Beobachtungen Jahre lang gewissenhaft fortsetzen, verschaffen wir uns klare Kenntniß von seinem Thun und Treiben.

„Das letztere ist vorzugsweise ein nächtliches. Der Dachs geht nur bei starker Dämmerung Abends aus dem Bau und fährt in denselben lange vor Tagesanbruch wieder ein. Geheimnißvoll, gespensterhaft ist das Ausgehen der Däbse aus dem Bau. Sobald die Alte mit dem Geheck den Bau verlassen will, ertönt aus demselben ein Gerumpel. Das ist die Fäb, die in einer der Röhren den Staub von der Schwarte schüttelt. Einige Augenblicke darauf streckt sie den Kopf mit den weißen Bändern aus einer Röhre, taucht aber sogleich wieder unter. Ueber ein kleines kommt wieder der Kopf zum Vorschein, um zu sichern oder die Umgebung mit dem scharfen Geruch und Gehör zu prüfen. Nun hebt sich das Vordertheil der vorsichtigen Däbse heraus, und bald steigt sie, überall umher sichernd, ganz aus der Röhre.

Auf einen murksenden Ton tauchen, wie Hauben kleiner Berggeister, hier und da die weißen Bläschen der jungen Däbse aus den Röhren empor. Eines nach dem andern des Gehecks folgt nun, oft in beträchtlichen Zwischenräumen, der vorantrollenden Mutter zur Weide auf eine nahe Wiese oder auf eine benachbarte Waldblöße. Ein breit getretenes Pfädchen oder ein Steig bezeichnet den allabendlichen Gang des Gehecks. Anziehend ist der Thiere Ernährungs-geschäft. Diesem ist alt und jung ungetheilt hingeegeben. Die Fäb wendet mit den Vorderpfoten sehr emsig die Rasenschicht nach Nahrung herum. Mit der Schnauze werden ebenso Blätter und Geniste umgewendet. Jeden Augenblick ruft die Alte eines der Kleinen zu einem bloßgelegten Rasenstück oder einer umgewendeten Blätterschicht, ihm die zu Tag beförderte Kerf-Nesung darbietend. Hin und wieder setzt sie sich auf ihre Keulen, nach Bärenart ein erbeutetes Kerbthier und Gewürm einem des Gehecks mit den Vorderpfoten darzureichen. So geht's mit emsigem Suchen, Beschnüffeln und Umwenden der Bodendecke unter heimlichen grunzenden und murksenden Tönen den ganzen Abend bis in die Nacht fort. In solchen Plägen kann sich der Aufmerkame von der Thiere großer Nührigkeit im Verfolgen der schädlichen Kerb- und Weichthiere satfam überzeugen.

„Unter dieser Führung verbleibt das Geheck bis zum Herbst. Der Rüde oder Vater desselben lebt ganz vereinsamt in einem Bau oder auf einem Geklüfte. Zu dieser Zeit pflegt sich der Dachs sehr, und er wird dann oft „schnegefett“.

„Nun wird das Winterbett im Kessel des Baues bereitet, was der Jäger einmoosen nennt. Der Waldgnome verfährt beim Einbringen der Stoffe für sein Faulbett possierlich genug. In der Umgebung des Baues scharrt er Laub, Moos, Reiser und Farnkräuter zusammen. An einer abschüssigen Stelle bringt er zwischen die armartig zusammengehaltenen Vorderläufe ein Bündel Stoffe und rutscht damit rücklings zur ersten Röhre. An ebenen Orten stopft er die Stoffe mit Kopf und Vorderläufen unter den Bauch und zwischen die Hinterläufe und schafft sie so kriechend bis zur nächsten Röhre, dreht sich dann und schiebt den Bündel mit dem Vordertheil zum Eingang hinab.

„Von jetzt an verläßt der Dachs den Bau immer später. Im October, seiner Fettzeit, geschieht dies schon nicht vor 10 Uhr Abends und vor 3 Uhr Morgens. Später erst um Mitternacht, bis das Ausgehen aus dem Bau Ende November oder zur Winterzeit nur noch unregelmäßig geschieht. Denn

dann ist seine Schlafzeit eingetreten. Er hält zwar den Winter über keinen ununterbrochenen Schlaf, wie das Murmeltier, unser Siebenschläfer und die Haselmäuse, aber er weilt schlafend in seinem Bau öfters mehrere Tage, ja verläßt denselben manchmal in einer Woche nicht."

"Wißt ihr denn" — unterbrach hier der Förster — "in welcher Stellung der Bergznome schläft? Ganz anders als der Hund oder die Katze und viele andere Säugethiere, die meist zusammengeringselt auf der Seite schlafen. Der Sonderling wickelt sich um sein eignes Ich herum. Er kauert sich nieder, schiebt den Kopf unter die vorgestreckten und gespreizten Hinterläufe und kommt so, wie der Igel, wenn er sich zusammenkugelt, auf seine Stirne zu liegen. Oberflächliche Beobachter, ja besonders viele Grünröcke (damit meinte der Mann im allgemeinen die Förster) erfanden so die Fabel, daß der Dachs in dieser Stellung seine Schnauze in seine Afterdrüse oder die Fetttasche hinter der Ruthe stecke und von seinem eigenen Fett den Winter über zehre. Sie konnten sich's nicht anders erklären, wie das Thier so lange ohne Nahrung im Winter schlafend zubringen sollte. Sie vergaßen aber das Beste, erstlich scharf hinzusehen, wie und auf welche Weise denn der Dachs schlafe, und zweitens sich zu vergewissern, daß er dann doch von Zeit zu Zeit aus dem Bau gehe, um bei Thauwetter zu saufen oder Nahrung zu suchen. Zahme Dächse haben mich das gleich gelehrt."

Friß fuhr zu lesen fort.

"Wie sich aus dem Gebiß des Dachs schon im Voraus schließen läßt, ist er vorzugsweise ein Kerbthierfresser. Er liebt zwar im Herbst auch Obstnahrung, wie Zwetschen, Wildbirnen und besonders Weintrauben. Deshalb ist er in den Weinbaugesenden im Herbst sehr schädlich und nicht zu dulden. Aber seine Hauptnahrung bleiben Kerbthiere. Der Dachs, sagen manche oberflächliche Beobachter, steche die Löcher in Wiesen und Angern mit seinem Rüssel. Aber er bohrt diese 3—4 em. breiten trichterförmigen Löcher nicht etwa mit seiner Schnauze, sondern mit den langen, scharfen Klauen seiner Vorderpfoten in die Erdgänge der Kerflarven und Regenwürmer, seiner Lieblingsnahrung, der sogenannten Erdmast. Wohl hilft er dabei auch wohl von Zeit zu Zeit mit seiner muskulösen Schnauze nach. Aber diese Schnauze kann keinen harten Boden herumwühlen, wie der Rüssel oder das Gebrech der Wildsau, sondern der Dachs gebraucht seine Nase bei dem Bohrgeschäft oder dem Stechen mehr zum Aufwittern des Gewürms und der Kerse im Boden. Die Klauen thun dabei das meiste. Mit diesen

Deutsche Jngent. XII.

verursacht er bisweilen eine zitternde Bewegung, wodurch die Würmer aus ihren Gängen fahrend so des Thieres Beute werden. Oder er sticht und gräbt sie unmittelbar mit den Nägeln aus den Gängen. In der weichen Laubschichte des Waldes hingegen arbeitet auch seine Schnauze durch Umwenden der Laubdecke. Immer aber sind die Vorderpfoten nicht minder thätig."

"Das ist eine sehr scharfe, richtige Beobachtung, ihr Kinder," fiel der Förster erläuternd ein. "Ebenso besteht die Hauptnahrung des Dachs, wie des Oberförsters Buch hervorhebt, aus Kerbthieren. Ich habe mich außerdem an jedem meiner früher erbeuteten Dächse durch Oeffnung ihrer Magen ebenwohl davon überzeugt. Sie waren angefüllt mit halbfauftdicken Klumpen halbverdauter Regenwürmer, Schnecken, Engerlinge und Käfer. Niemals habe ich darin aber Eichel- oder Bucheln gefunden, auch selbst nicht in sogenannten Waldmastjahren. Die Behauptung so vieler Jäger und Bücherschreiber, der Dachs äße diese Waldbaumfrüchte, halte ich sonach für einen Irrthum. Möhren frißt er, ich weiß dies aber nur von zahmen Dächsen. Diese aber rührten mir Bucheln und Eichel nicht an, so viel ich deren ihnen auch vorwarf. Auch hab' ich ihn als einen Haupttrieb des Welschforns kennen gelernt. Er zieht mit seinen starken Vorderpfoten die noch weichen Kolben von den Stengeln herab und wird hierdurch im Nachsommer ebenso schädlich, als im Herbst in den Weingärten. Dafür muß er in solchen Gegenden aber auch seine Schwarte und sein Fett hergeben."

Der Alte war jetzt sichtlich lebendiger geworden. Das sah man an den häufigeren Zügen, die er aus seiner Birkenpfeife that. "Ich möchte euch ja wohl einmal" — hub er behaglich an — "von meinen früheren Dachs Jagden erzählen. Aber bei Leibe nicht etwa, damit ihr auch später den friedlichen Gnomen verfolgen sollt. Wenn ich das wüßte" — sprach er zögernd, sich im Kreise umschauend — "schwieg' ich lieber davon."

Die Knaben versprachen dem Förster, stets Freunde und Beschützer des Dachs zu bleiben. Das befriedigte den Alten. Er zündete seine frisch gestopfte Pfeife wieder an und begann zu erzählen.

"Die Nachtsuche mit dem Dachsfinder, einem Hund, der nur an Dächsen laut jagen darf, war für mich immer die anziehendste Jagd auf Meister Grimmbart. Ja, ihr dürft euch aber das nicht so leicht und bequem vorstellen, wie sich's anhört. Das Suchen mit dem Finder geht bei Nacht los, wo nicht immer gerade der Mond leuchtet, sondern wo

es manchmal neblig, düster und stockfinster ist und wo man bald da über einen Stumpf stolpert, bald dort in der Hast gegen einen Baum rennt, hier wieder in einen Dornbusch mit natürlichen Stednabeln geräth, daß man sich mit zerkraktem Gesicht und Händen, bunt wie eine Forelle, loswinden muß. Dort wieder geht's über einen sumpfigen Graben oder Bruch — pardanz! da steckt man bis über die Kniee und noch weiter!

„Nun aber hört vorerst zu, was da all für Vorbereitungen zu einer solchen Nachthage gehören.“

Der Förster war bei den Worten aufgestanden und langte einen langen, derben Weißdornstock mit einer Handhabe aus einer Ecke des Zimmers. An dem unteren Ende war eine eiserne, zweizinkige Gabel befestigt.

„Dies, Jungen, ist die Dachsgabel. Damit wird kein Spaß gemacht, wenn's an den von dem FINDER gestellten (eingeholten) oder von dem HAZHUND gedeckten oder gefasteten Dachs her geht. Der Dachs versteht aber seinerseits auch keinen Spaß bei der Hage, wie ihr später hören werdet. — Nun schaut hier ein zweites Jagdgeräthe!“

Damit langte er ein sackförmiges Netz von der Wand. Das war der Dachsack oder die Dachshaube, worin die in den Bau fahrenden Dächse gefangen werden. Das Netz war ungefähr 1 Meter lang und $\frac{1}{2}$ Meter im Durchmesser breit, von derber Kordel weitmaschig gestrickt und spitz zulaufend. An seinem verjüngten Ende lief es in einen eisernen, 7—8 cm. breiten Ring aus. Rings um den Umfang seines breiteren Eingangs war ein Seil als „Struppe“ durchgezogen, das in zwei ungefähr 2 Meter lange Enden auslief. Am Rande des Eingangs waren fingerlange Holznägel in Abständen von 10—12 cm., die sogenannten Hefstel, eingebunden.

„Seht! das ist das einfache Jagdgeräthe für die Nachtsuche auf den Dachs,“ sprach der Förster. „Damit läuft man aber nicht etwa so mir nichts, dir nichts in den Wald hinaus auf den Dachsbau. Da muß erst vorher sorgfältig alles abgesehen und vorbereitet sein. Vor allem will man wissen, ob einer der Hauptbaue im Revier gangbar oder befahren ist. Hat man dies aus den Spuren und den glattgerutschten, oft mit Dachshaaren behangenen Röhren erkundet, dann zeichnet man den Bau. Dies geschieht, indem man bei Tageszeit kreuzweise vor die Hauptausgänge starke Grasshalme oder Binsen stellt und Tags darauf sieht, ob dieselben umliegen. Ist dies der Fall, so hat der Dachs dieselben bei seinem Austritt aus der Röhre umgestoßen und eine Strecke

mit sich vor den Ausgang geschoben. Nun ordnet man die Suche für die kommende Nacht an.

„Ich erinnere mich noch einer sehr bewegten Nachtsuche. Es sind wohl die zwanzig Jahre her. In einer mond hellen Octobernacht nach 11 Uhr zog ich mit meinem Holzhauer Johann, meinen FINDER Suchan und den HAZHUND Nero an der Leine, lautlos zu Holz. Da glitzerten die Thautropfen wie Juwelen an dem herbstlichen Laube. Der Wald war grabesstill. Nur manchmal raschelte ein thaubeschwertes welkes Blatt zu Boden.

„Am Bau angekommen, fanden sich die Zeichen vor zwei der befahrensten Ausgänge, ein Beweis, daß mindestens zwei Dächse aus dem Bau zur Weibe gegangen waren.

„Ich hatte einige Tage vorher vierzehn Reiserwellen vom Johann machen und in die Nähe des Baues bringen lassen. Das waren die Bolzen, mit welchen alle Röhren, außer den beiden befahrenen, verstopft oder verreisert wurden. Diese Arbeit war in fünf Minuten gründlich geschehen und nun wurden die beiden mitgenommenen Dachshauben mit ihrem spitzen Theil in je eine der Haupttröhren eingelegt, und mit den Hefsteln der Eingang der Hauben in einem Kreis um den Umfang der Röhren fest in die Erde gesteckt oder eingehandelt. Die beiden Enden der Struppe wurden sodann je an einem nahen Stamm auf dem Bau festangebunden. Hierauf bedeckten wir die Hefstel und die Eingänge der Hauben mit etwas Erde und Laub. Damit waren die Vorbereitungen auf dem Bau zum Fang der Dächse getroffen. Ihr müßt wissen, daß der Dachs, vom Hund verfolgt, öfters den Bau aufsucht, und beim Einfahren in denselben sich dann in den eingelegten Säcken fängt. Das Fangen des Dachs in der Haube ist einfach. Der mit Ungeßüm einfahrende zieht mit seinem Sprung in den Sack die Struppe immer fester zu, je mehr hinab in den Bau er streben will. Der auf dem Bau Anstehende zieht sogleich nach dem Einfahren den Gefangenen sammt der Haube aus der Röhre und tödtet ihn rasch mit einem derben Schlag auf die Nase.

„So alles vorbereitet, löste ich den Suchan von der Leine. Er umkreiste ein paar Mal den Bau, bis er an einer alten Eiche vorbei eifrig eine Spur aufnahm und im Nu einen Abhang hinunter im Holze verschwand. Er war auf dem mir schon bekannten Pfädchen oder Steig der Spur eines der zur Weibe gegangenen Dächse gefolgt. Johann war auf dem Bau als Wache mit dem Nero geblieben und ich folgte flugs dem Suchan. Gleich

darauf gewahrte ich diesen wie einen schwarzen Streifen über eine vom Mond beleuchtete Trift suchen. In wenig Minuten war ich dem Abhang drunten im Freien, der Trift gegenüber. Da plötzlich gab der Suchan Laut aus (bellte). Ich nicht faul und schnurstracks über einen Erlenbruch hinüber! Glücklich war ich drüben — und richtig! der Hund war noch standlaut an einem Raine der Trift. Bald hatte ich den Rain erreicht. Da stand der Suchan, Laut gebend vor einem Dornbusch — tief in denselben gedrückt der gestellte Dachs. Es glückte mir, unversehens hinter ihn zu kommen und ihm die Gabel in's Genick zu stechen. Es war eine Fähr, das vernahm ich an dem kurzen Schrei des verendenden (sterbenden) Daches. Denn der männliche Dachs oder Rübe stößt nie einen Schmerzens- oder Todeslaut aus. Er stirbt lautlos wie der nordamerikanische Wilde am Pfahl.

„Die Fähr hing schnell an einer Birke, und weiter ging's in der Suche. Diese wendete sich nach einem Außenfelde, in welchem ich einige Wildbirnbäume wußte. Dort vermuthete ich Däcse auf der Weide. Kaum gedacht — gethan! Der Hund war laut nach dem „Mutterseelenalleinchen“. So nannte das Volk einen großen Wildbirnbaum auf einer Anhöhe im Felde. Aufmerksam horch' ich. — Da kam mir's vor, als wenn die Jagd bald hier, bald dorthin ginge. Jetzt vernahm ich an dem hellen, hohen Laut des Hundes, daß er flüchtig hinter einem Dachs jage. Die Jagd ging deutlich nach dem Wald hinüber, dem Bau zu. Nun hieß es wieder den Erlenbruch voll böser garstiger Sümpfe und sumpfiger Stellen hinüber. Zur Hälfte drüben war ich, aber patzsch! da rutsch' ich in einen versumpften Graben bis an den Leib. Das war eine kleine Abschreckung im Herbstwasser. Aber damals that mir selbst Eiswasser nichts. Flugs war ich heraus und rannte dem Suchan wie besessen vor. Bald dampft' ich vor Haß und Laufen am ganzen Leibe. denn es galt mir damals in meinem unbändigen Jagdeifer, den nach dem Bau flüchtigen Dachs abzuschnelden. Eben war ich in der Nähe des Baus, den Abhang umlaufend, leuchend angekommen: — da hörte ich mit einem Male den Nero standlaut. Jetzt mit tiefem Baß oder grobem Halse laut, heult er im nächsten Augenblicke. „Der ist arg geschlagen und hat's mit einem alten Rüben zu thun,“ dacht' ich. Und während dessen heult der

Hund wieder. Da komm' ich an bei einer großen Eiche. Davor steht der Nero laut, aber wie zerschlagen (gebissen), mit halb herunterhängender Schnauze und auf einem Laufe hinkend! „Hui faß!“ sprech' ich ihm zu. Aber der sonst wüste Hund ist verpleßt und faßt den Dachs nicht mehr an. Dieser sitzt wie ein Riesenbolzen mit gestäubten Haaren und hoch aufgehobenem Hintertheile, an den breiten Stamm der Eiche gedrückt und zur Seite von Gestrüpp gedeckt, den beiden Hunden gegenüber. Ein Bild der Wuth und Kraft! Sein festes Gebiß klappte aneinander, wie wenn man stark in die Hände schlägt. Dabei brummte er vor Grimm. Ich drückte mich durch's Gebüsch und fahre eben herunter mit der Gabel auf seinen Hals; — da gleite ich an einer Wurzel aus, der Dachs hebt sich und schlägt mir empfindlich durch die Gamaschen in's Bein. In demselben Augenblick wird er unter mir her flüchtig nach dem Bau, die Jagd der Hunde hinter ihm her. Diese sind auf einmal stumm, und gleich darauf winseln sie an der offenen Haupttröhre auf dem Bau. O Mißgeschick! Verdruht sehe ich dem herbeigeeilten Johann in's Gesicht. Da las ich, was vorgefallen.

„Er hatte in dieser Röhre kurz vorher einen eingefahrenen Dachs mit der Haube herausgezogen und diese mit dem Dachs in der Eile an einen Ast gebunden, als er die Jagd an der Eiche vernahm. In der Hitz edes Hinzurennens vergaß er, die Röhre, worin der Dachs gefangen worden, zu verreißen, und der starke Rübe war in dieselbe zu Bau gefahren.“

„Was halfen dem Suchan und Nero alles Scharren und Gewinsel an derselben und uns Jägern das Gassen hinab in den tiefen Bau! Dahinein war der alte Grimmbart auf Nimmerwiedersehen entkommen. Mich brannte meine Schramme, aber die Aufregung und der doch gute Erfolg der Jagd ließen mich die Schmerzen an meiner Wunde bald vergessen.“

„Seit der Zeit habe ich den Dachs weder gejagt noch vor den Dächseln gegraben. Meister Grimmbart ist den Saatplätzen und Pflanzgärten in den Forsten ein zu nützliches Waldthier, als daß es der ächte Forstmann nicht schonen sollte. Und das thue ich mit Vorliebe jetzt schon zwanzig Jahr. Es lebe unser Waldgnome!“



Ein neues Geographiespiel.

Mitgetheilt von Robert Löwike.



Annas Geburtstag hatte ihre Brüder und Schwestern, ihre Cousins und Cousinen, auch einige Freundinnen und deren Brüder zu einer frohen Gesellschaft vereinigt. Tante Elvira und Onkel Eberhard, Annas Papa und Mama liebten es immer, mit der Jugend auch wieder einmal jung zu sein und hatten sich in die Runde mit aufnehmen lassen.

„Wer wird denn heute ein hübsches Gesellschaftsspiel vorschlagen?“ fragte Annas Mama die jungen Gäste.

Die Knaben und Mädchen rings im Kreis
Vernehmen's und schweigen still,
Denn keiner hier Antwort zu geben weiß
Und keiner den Anfang machen will.

„Wie?“ hieß es noch einmal. „Keiner von euch weiß ein hübsches Spiel?“

Doch alles noch stumm bleibt wie zuvor; und als auch nach der dritten Aufforderung keiner hervortrat aus der Knappen zagendem Chor, erklärte Onkel Eberhard, er wolle der Gesellschaft ein Spiel vorschlagen.

„Vergangenen Sonntag,“ sagte er, „habe ich ein neues Spiel kennen gelernt, welches uns allen recht gut gefallen hat. Es ist ein Geographiespiel und ich möchte —“ „Ach, das Geographiespiel kennen wir schon,“ unterbrach ihn Anna, „das Geographiespiel und das geographische Lotto auch.“

„Vielleicht doch nicht, liebe Anna,“ erwiderte Onkel Eberhard. „Ihr kennt wohl ein Geographiespiel, aber nicht dasjenige, welches ich meine. Ich bitte also um einige Minuten Aufmerksamkeit; denn ich will euch mein Geographiespiel kurz erklären.“

Jeder aus der Gesellschaft wählt sich den Namen einer Stadt und theilt denselben keinem der andern mit. Freilich sind nicht alle Städtenamen für unser Spiel geeignet, sondern nur solche, welche noch eine andere Bedeutung haben, wie z. B. Essen (essen), Erlangen (erlangen), oder solche, deren einzelne Silben Wörter für sich sind, wie z. B. Kreuznach (Kreuz nach), Peterwardein (Peter war dein); dann auch solche, deren erste Silbe oder erste Silben den Schluß eines andern Wortes bilden können, während ihre letzte Silbe oder ihre letzten Silben dazu geeignet sind den Anfang eines andern Wortes zu bilden, wie z. B. Basel (— ba sel —), Andernach (— ander nach —). Jeder wählt sich also einen solchen Städtenamen und bildet dann einen Satz, in welchem derselbe enthalten ist. Nun ist es die Aufgabe der andern Mitspieler zu errathen, welches in jedem einzelnen Falle der gedachte Städtenamen ist. Diejenigen, welche die Städte Essen, Kreuznach, Basel und Andernach gewählt haben, bilden z. B. die folgenden Sätze:

Wir leben nicht, um zu essen; sondern wir essen, um zu leben.

Jeder muß selbst sein Kreuz nach seiner Kraft tragen.
Ist es wahr, daß es auf der Insel Cuba seltene
Pflanzen und Vögel giebt?

Gute Menschen sollen einander nachsichtig beurtheilen und behandeln.

Damit ist eigentlich meine Erklärung beendet,“ schloß Onkel Eberhard, „und ich bin nun gern bereit, alle Fragen, die ihr etwa noch auf dem Herzen habt, zu beantworten. Aber zunächst soll uns Anna sagen, ob sie dieses Geographiespiel schon kennt.“

„Nein, lieber Onkel,“ erwiderte Anna. „Dieses Spiel kenne ich allerdings noch nicht. Aber ich finde es ganz entsetzlich schwer und werde es wohl niemals —“

„Nun versuchen wirst du es doch wenigstens,“ unterbrach sie ihr Papa. „Mir scheint das Spiel gar nicht schwierig zu sein. Es ist gewiß viel leichter als manches andere von euren Spielen. Wenn auch das Auffuchen eines passenden Städtenamens und das Bilden des Satzes manchmal eine kleine Schwierigkeit machen sollte, so ist dafür das Errathen gewiß ganz außerordentlich leicht.“

„Ich finde das Spiel auch nicht schwierig,“ sagte Heinrich, „und möchte von Onkel Eberhard gern wissen, wie wir es mit der Orthographie der Städtenamen halten sollen, ob wir da ein klein wenig abweichen dürfen oder nicht.“

„Und ich,“ sagte Franz, „möchte Onkel Eberhard fragen, ob wir die Silbentheilung der Städtenamen beim Bilden des Satzes genau beibehalten müssen.“

„Da habe ich ja gleich mehrere Fragen auf einmal zu beantworten,“ sagte Onkel Eberhard, „und will mit der letzten den Anfang machen. Es ist durchaus nicht nöthig, daß die ursprüngliche Silbentheilung der Städtenamen beim Bilden des Satzes noch beibehalten wird. Wenn ich z. B. das Wort Schwerin im Sinne habe, so bilde ich den folgenden Satz:

Der Anfang ist schwer in den meisten Dingen.

Was nun die Orthographie betrifft, so sind auch darin gewisse kleine Abweichungen gestattet. So dürft ihr z. B. *k* für *c* gebrauchen und umgekehrt. Die beiden Dehnungszeichen *e* und *h* dürfen fortgelassen oder auch hinzugefügt werden; *w* dürft ihr für *v* setzen, wenn dieses wie *w* gesprochen wird. Statt eines Doppelbuchstaben dürft ihr einen einfachen gebrauchen und umgekehrt. Die folgenden Beispiele werden euch das eben gesagte klar machen. Aus den Wörtern Como, Riga, Bielefeld, Niwive, Wilna, Eisenach bilde ich folgende Sätze:

Dieser Afrika-Reisende hat sich in Marocko Monate lang aufgehalten.

Beim Decken des Tisches hat meine liebe Nichte Marie Gabeln und Böffel vergessen.

Die Feldartillerie nennt man, wenn sie mobil gemacht ist, mobile Feldartillerie.

Es ist kein Zweifel, daß Paganini wenigstens einer der ersten, wenn nicht der erste Violin-Virtuose ist.

Ein guter Mensch will natürlich nur gute Zwecke und zwar mit guten Mitteln erreichen.

Eisen nach England fahren, heißt Eulen nach Athen tragen.“

„Ich füge noch hinzu,“ fuhr Onkel Eberhard fort, „daß immer *t* für *d* gebraucht werden darf, wenn dieses wie *t* gesprochen wird, ebenso *k* für *g*, *p* für *b* und *tt* für *dt*.

Auch dürft ihr in vielen Fällen i für y setzen, z. B. leiden für Leyden, und nimm wegen für Nymwegen. Durch diese Freiheit in Bezug auf die Orthographie und die Silbentheilung wird natürlich das Bilden der Sätze sehr erleichtert, und ich hoffe, daß unsre Anna das Spiel jetzt nicht mehr so entsetzlich schwierig findet."

"Gewiß nicht, Onkel Eberhard," erwiderte Anna; "aber ich glaube, wenn ich noch so sehr suche, werden mir doch keine passenden Städtenamen einfallen."

"Auch dafür weiß ich Rath," sagte Onkel Eberhard, indem er ein Blättchen Papier aus der Tasche zog. "Ich habe eine Anzahl Städtenamen, welche für unser Spiel geeignet sind, aufgeschrieben, und jeder, dem es nicht gelingt, selbst ein passendes Wort zu finden, mag eins von den hier genannten nehmen. Also merkt auf, ich nenne:

Berlin	Elbing	Erfurt
Dresden	Warschau	Madras
Masfricht	Hirschberg	Marienwerder
Hallein	Eisenach	Erlangen
Kassel	Malmedy	Parma
Bautzen	Athen	Modena
Stettin	Paris	Cyhan
Hermanstadt	Merseburg	Landed
Altdorf	Freiberg	Münster
Dirschau	Andernach	Sparta
Minden	Mewe	Breslau
Aken	Laibach	Dublin
Posen	Friedland	Gera
Mailand	Barmen	Langensalza
Anklam	Riga	Navarin
Forbach	Wilna	Nymwegen
Meran	Giefen	Bremen
Kofel	Landau	Rastatt
Frankenhausen	Romo	Oderberg
Glasgow	Louton	Leyden
Ravenna	Deffau	Reichenhall
Savona	Drau	Ostende
Windsor	Stental	Gotha
Goßlar	Paffan	Blankenburg
Salerno	Bender	Sedan
Haarlem	Wesfel	Belgrad
Liffa	Trient	Memleben
Olmütz	Bradford	Werden
Sevilla	Arnheim	Dortrecht
Pifa	Billach	Trier
Belfort	Breitenfeld	Halle
Poston	Colmar	Christiania
Theben	Zama	Tefchen
Braunschweig	Breifach	Brighton
Mitau	Lemberg	Zweibrücken
Narva	Eger	Ehrenbreitenstein
Torgau	Vielefeld	Koblenz
Nurich	Dijon	Dover
Eisleben	Dortmund	Essen.

"O, da haben wir ja eine große Auswahl!" rief Anna, als Onkel Eberhard zu Ende war. "Schönsten Dank! Nun kann es uns nicht fehlen und ich — —"

"Erlaube, liebe Anna! Ich bin noch nicht fertig," unterbrach sie Onkel Eberhard. "Hier habe ich etwas, das ich euch auch vorlesen möchte. Von den Sätzen, welche am vergangenen Sonntag, als ich dieses Spiel

kennen lernte, gebildet wurden, habe ich einige aus der Erinnerung aufgeschrieben und eine kleine Anzahl anderer noch hinzugefügt. Ich will euch nun diese Beispiele vorlesen, erkläre aber ausdrücklich, daß sie nicht als Mustersätze gelten sollen, sondern nur als solche, wie sie aus dem Stegreif gemacht sind, oder gemacht werden können."

"Wie wäre es," meinte Tante Elvira, "wenn wir an Onkel Eberhard's Sätzen gleich versuchten, ob das Herausfinden der Städtenamen, also das Rathen bei diesem Spiel schwierig oder leicht ist."

"Ach ja, ach ja!" hieß es von allen Seiten und Onkel Eberhard begann:

Emil Devrient war Schauspieler.

Gute Wäscherinnen können sauber Kinnen waschen.

Ist es wahr, daß der Name Lucas seltener ist, als der Name Marcus?

Karl lernt schon lange Geometrie, er versteht aber noch nicht viel davon.

Wir wissen, daß von Amerigo Amerika den Namen erhalten hat.

Europa riskirt ohne Bedenken die Concurrenz mit Amerika.

Man schreibt jetzt gewöhnlich Hermann statt Herrmann.

Herkules, Ariadne, Apelles sind drei bekannte griechische Namen.

Die Aerzte können manche Krankheiten nicht heilen, aber lindern können sie doch die Schmerzen der Patienten.

Ist es wahr, daß ein alter Hirsch bergauf lieber läuft als bergab?

Das Publikum hat die Jongleure aus Japan außerordentlich bewundert.

Reisende besuchen den Fluß Orinoko selten.

Ich habe in der Zeitung gelesen, daß ein großer Luftballon Donnerstag den 1. April aufsteigen wird.

Es verjüngt der Mai
Land und Stadt auf's neu'.

Wir erwarten dich schon lange und nach dir schauten wir schon viele Stunden vergebens aus.

Einige Raben lassen sich leicht ziehen.

Der Po sendet sein Wasser zum adriatischen Meere.

Es ist furchtbar, Menschen manchmal behandelt zu sehen wie Thiere.

Ihr wißt, daß das Meer an mancher Küste zurücktritt, während es andern Küsten beständig Land abspült.

Meine liebe Nichte Marie ist so unverdrossen und fleißig, daß sie einer Armeise nachzuahmen scheint.

Die Therapie, sagen die Aerzte, nennen wir die Kunst, die Krankheiten zu heilen.

Gern übernahm es Siegfried, Land und Leute dem König Gunther zu schützen.

Oft fragt ein Narr, warum die Welt eigentlich geschaffen ist.

Der Sieger in der Schlacht am Teutoburger Walde war Armin, den man auch Hermann den Cherusker nennt.

Oft vergift Rosa, wo Napoleon die Oestreicher besiegelt hat.

Franz ist auch in diesem Saal, er notirt sich alle meine Sätze.

Franz und Heinrich sind ein Paar Mathematiker
comme il faut.

Mein Freund Caspar tadelt gern andere.

Viele unterwerfen sich unbedingt den Gesetzen der
Mode, namentlich die Damen.

Otto, des Sachsen Heinrich starker Sohn, hat seine
Feinde besiegt und gedemüthigt.

Die Königin Dito versuchte ihren Gast Aeneas in
Carthago zurückzuhalten.

Der Mechaniker muß einen Compaß sauber und
correct machen.

Der Forscher legt sein Ohr an die Wand und hört
seine eigne Schand.

Unser Brauer kaufte Gerste um Bier zu brauen.

Wir stellen Fallen auf, damit die Mäuse dann darin
gefangen werden.

„Nun ist meine Liste zu Ende,“ schloß Dunkel Eber-
hard, „und ihr habt selbst gesehen, daß das Herausfinden
der Wörter nicht schwierig, sondern in den meisten Fällen
fogar recht leicht ist. Alle meine Städtenamen sind richtig
errathen. Freilich habt ihr euch nicht alle in gleicher
Weise betheiliget und Franz, dem ihr mit Recht den Bei-
namen Rathsherr gegeben habt, hat entschieden den Sieg
davon getragen.“

„Ganz gewiß,“ meinte Tante Elvira, „und es wäre
wohl wünschenswerth, daß wir an ein Mittel dächten,
alle gleichmäßig zum Rathen heranzuziehen.“

„Damit bin ich einverstanden,“ erklärte Dunkel Eber-
hard, „und ich schlage euch folgendes vor. Wir machen
mit unserm Spiel sogleich einen Versuch. Anna, als Ge-
burtstagskind fängt an und bildet den ersten Satz. Dann
kommt ihr Nachbar zur Linken an die Reihe und so fort.
Zu rathen hat immer der Nachbar zur Rechten und wenn
dieser die Stadt nicht zu nennen weiß, der folgende Nach-
bar zur Rechten u. s. w.“

Wir wählen natürlich einen Spielordner und lassen
ihn besonders darauf achten, daß niemand beim Bilden
des Satzes oder beim Errathen der Stadt zu lange zögert.

Wer auch nach einer zweiten Wiederholung des Satzes
die richtige Stadt nicht nennen kann, giebt ein Pfand, so
bald der Spielordner 1, 2, 3 gezählt hat. Seid ihr's
zufrieden?

„Ja wohl, ja wohl,“ hieß es von allen Seiten,
„und Dunkel Eberhard muß heute unser Spielordner sein.“

„Nun, ich nehme das Amt mit Dank an,“ erklärte
Dunkel Eberhard, „werde mich auch bemühen recht viele
Pfänder einzusammeln und für ein lustiges Auslösen zu
forgen.“

Räthsel.

Von Otto Sufermeister.

1.

Wie heißt mein Männchen?
Raum mißt's ein halbes Spännchen;
Es wohnt in keinem Häuschen,
Aber wie ein Mäuschen
Findet's ein Löchlein allerorten:
Bald da, bald dorten
Drängt es sich ein,
Da steckt's im Kasten, da im Schrein,
Ja in Dielen und Wände
Schlüpft es behende
Und macht sich da breit stets;
Aber wie weit geht's?
Neulich hat einer ihm zuletzt
Eines grad auf den Kopf versetzt;
Gleich riefen alle laut und offen:
Ei, so ist's recht, der hat's getroffen!

2.

Er ist über breite Wasser geschwommen
Und trocken wieder an's Land gekommen;
Und wo ein Haus ihm den Weg verbrettert,
Da hat er die steilste Wand erklettert
Und ist jenseits gesund und munter
Wieder des Weges gepurzelt herunter;
Und wo ein Mensch mocht' stehen und liegen,
Da ist er ihm über den Kopf gestiegen,
Und wo er sich einen Tag verweilt,
Da ist er noch in der Nacht enteilt.

3.

Wer läuft mit dem Flinkest in die Wette
Und liegt zu derselbigen Zeit im Wette?
Wer ist bald hier und ist bald dort
Und bleibt doch stets an demselben Ort?

Auflösung der Räthsel Band XI, Seite 189.

Räthsel von Robert Löwike.

- | | | | |
|----------------|----------------|------------------|--------------------|
| 1. Rebe, Rabe. | 2. Linz, Lenz. | 3. Main, Maid. | 4. Unmuth, Unmuth. |
| 5. Gent, Genf. | 6. Saul, Seil. | 7. Birke, Barke. | 8. Rabe, Rabe. |

Räthsel von Friedrich Güll.

- | | | |
|---------------------------|----------------------|----------------------------|
| 1. Osterfeier, Ostereier. | 2. Scheune, Scheuer. | 3. Theetasse, Schneemasse. |
|---------------------------|----------------------|----------------------------|



von Robert Löwike.

Bildet durch Umstellung der Buchstaben

I.

Aus dem Worte „Herodot“ einen männlichen Vornamen.

II.

Aus den Wörtern „elf“ und „Rad“ einen männlichen Vornamen.

III.

Aus dem Worte „schöner“ einen weiblichen Vornamen.

IV.

Aus dem Worte „schielen“ einen weiblichen Vornamen.

V.

Aus den Wörtern „mein“ und „Neh“ einen weiblichen Vornamen.

VI.

Aus den Wörtern „ihm“ und „Tadel“ einen weiblichen Vornamen.

VII.

Aus den Wörtern „Band“ und „Herr“ einen männlichen Vornamen.

VIII.

Aus den Wörtern „am“ und „Inn“ einen weiblichen Vornamen.

IX.

Aus den Wörtern „ich“ und „Nhein“ einen männlichen Vornamen.

X.

Aus den Wörtern „der“ und „Trug“ einen weiblichen Vornamen.

XI.

Aus dem Worte „Bauer“ den Namen eines bekannten französischen Componisten.

XII.

Aus dem Worte „Eiland“ den Namen eines Propheten des alten Testaments.

XIII.

Aus den Wörtern „Lea“ und „Micha“ den Namen eines Propheten des alten Testaments.

XIV.

Aus dem Worte „human“ den Namen eines Propheten des alten Testaments.

XV.

Aus dem Worte „Simon“ den Namen eines Königs, welcher aus der griechischen Sage allgemein bekannt ist.

XVI.

Aus dem Worte „Nehe“ den Namen einer Göttin der Griechen.

XVII.

Aus den Wörtern „seit“ und „arm“ den Namen einer Göttin der Griechen.

Auflösung der Knackmandeln Band XI, Seite 187.

Rösselsprung-Räthsel von Robert Löwike.

I.

Ich weiß ein kleines festes Haus;
 Der drinnen ist, kam nie heraus.
 Er ist im engen, dunklen Ort
 Schon lange Zeit verschlossen dort.
 Da ist nicht Thür, nicht Fensterlein,
 Und niemand schleicht zu ihm sich ein.
 Zerbricht sein Haus man mit Gewalt,
 Verspeist man ihn auch sicher bald.

II.

Ich bin ein schlichter Wandersmann,
 Zieh' still und friedlich meine Bahn,
 Beeile mich zu keiner Zeit,
 Und bin zu rasten stets bereit.
 Im Keller und im Wiesengrund
 Könnt ihr mich sehn zu jeder Stund'.
 Ich wandre so Tag ein, Tag aus,
 Und bin doch immerfort zu Haus.